Euripides' Werke.

Verdeutscht

in der Versweise der Urschrift

und erklärt

von

J. Minckwitz und W. Binder.

In fünf Bänden.

Vierter Band.

Hekabe. Die Herakleiden. Orestes. Die Schutzflehenden.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(Carl Hoffmann.)

Die

Dramen des Euripides.

Verdeutscht

von

Johannes Minckwitz,

Professor an der Universität Leipzig.

Zwölftes Bändchen.

Hekabe.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

Einleitung.

I. Inhalt dieses Stückes und seine Einrichtung.

Wann die vorliegende Tragödie von unserem Dichter verfaßt, und wann oder ob sie auf der Bühne zu Athen aufgeführt worden ist, darüber haben wir keine bestimmte Kunde, weil uns bislang keine Notiz des Alterthums darüber vorliegt. Man hat aus der Erwähnung der Delischen Artemis-Feste (V. 462—465) geschlossen, daß die Abfassung nicht lange nach der Zeit stattgefunden haben möge, wo die Insel Delos unter die Botmäßigkeit der Athenienser gebracht worden, was im dritten Jahre der 88. Olympiade oder um das Jahr 425 vor Chr. geschehen. Das ist freilich eine sehr schwache Vermuthung; und noch schwächer ist diejenige, welche der Literaturhistoriker G. Bernhardy aus „geringen Aristophanischen Anspielungen" ziehen möchte, indem er V. 718 und 1167 „der Wolken", ich weiß nicht nach welcher Ausgabe, citirt. Die gedachten „geringen" Anspielungen sind nämlich gar keine. Gottfried Hermann endlich will, wie gewöhnlich, aus den «numeris» der Tragödie auf die Zeit ihrer Abfassung einen Schluß machen, indem er nach Maßgabe dieser numeri behauptet, sie sei gegen die 89. Olympiade geschrieben worden: ein oberflächliches Unterfangen, über welches ich in der Einleitung zum „Ion" und anderwärts mich hinlänglich ausgesprochen habe.

Sehen wir zunächst, was der Inhalt unseres Stückes bringt. Euripides hat seinen Stoff aus den Vorfällen geschöpft, welche unmittelbar auf die Tage, wo Troja durch die Griechen zerstört

worden war, sich zutrugen. Die Sieger, bald Hellenen, bald Achäer oder Argeier genannt, haben sich auf ihrer Flotte wieder eingeschifft, um von der rauchenden Stadt nach Griechenland heimzukehren. Widrige Winde indessen hindern sie den geraden Weg einzuschlagen; die Flotte wird nordwärts, rechts von Troja, an die südliche Küste des Thrakischen Chersones getrieben und sieht sich gezwungen an einer Landzunge, die der Küste von Troja gegenüber liegt, vor Anker zu gehen. Als die Schiffe an der Stelle zur Rechten vorübersegeln, wo, wie schon Homer erzählt, auf einem Troïschen Küstenvorsprunge am breiten Hellespont der Grabhügel des gefallenen Helden Achilleus errichtet worden war: erblickt das Griechenheer zu seiner Ueberraschung auf der Zinne des hohen Grabes, welches weithin (wie auch noch heutzutag) in die See sichtbar war, den aus der Unterwelt emporgestiegenen Geist des größten Helden, der vor Troja gefochten hatte, in seiner goldenen Rüstung. Zugleich erscholl seine Stimme. Was er den Griechen zurief, das legten diese so aus: er gebiete ihnen anzuhalten und nicht eher weiter zu segeln, bis sie ihm zu Ehren sein Grabmal mit einem Geschenk beehrt hätten. Was konnte er aber für ein Geschenk fordern? Ohne Zweifel das Opfer einer gefangenen Troerin? Und welche Troerin konnte das sein? Sicherlich eine der schönsten und vornehmsten, also die reizende Polyxene, die er (wie die Mythe berichtet) schon im Leben geliebt hatte! So urtheilte das Heer der Griechen, welches die Stimme des Helden im Vorüberfahren hörte.

Wir finden, als die Tragödie anhebt, die Flotte bereits an der Thrakischen Landzunge vor Anker gegangen und das gesammte Heer in Gezelte entlang dem Ufer geborgen. Im Hintergrunde der Bühne eröffnet sich die Aussicht auf dieses Lager. Die gefangene und von Troja weggeschleppte Hekabe, die Gemahlin des getödteten Priamos und einstige Königin des Phrygischen (Troïschen) Reiches, hatte ein besonderes Zelt an dem Gestade erhalten; in diesem durfte sie mit ihrer früheren weiblichen Dienerschaft ungestört wohnen. Denn obwohl sie eine Sklavin, wie die übrigen gefangenen Frauen und Jungfrauen, geworden war, nahm man doch auf Griechenseite eine größere Rücksicht auf sie,

sei's aus Theilnahme mit ihr, der Greisin, und wegen ihrer einstigen Würde, sei's aus dem Grunde, daß der König Agamemnon, der Oberfeldherr des hellenischen Kriegsheeres vor Troja, sie um ihrer Tochter Kassandra willen bevorzugte, die seine Liebe gewonnen hatte und sein Zelt theilte. Letzteres stand, nach der Einrichtung der Bühne, gegenüber dem Zelte der Hekabe.

Schon mehrere Tage, wie es scheint, hatten die vom Winde verschlagenen Griechen mit ihren Gefangenen an der Küste zugebracht. Während der Nächte war denn daselbst die unglückliche Troerfürstin von einem bösen Doppeltraume heimgesucht worden, der ihr, nach so vielem Jammer, neues Unglück weissagte. Das Trauerspiel beginnt mit dem Momente, wo sie, bei Tagesanbruche, kummervoll nach dem Zelte des Agamemnon geeilt war, um dort ihre Tochter Kassandra aufzusuchen, die, mit Seherkraft begabt, im Stande war, die Träume der Mutter auszulegen. Unterdessen umschwebt ihr Zelt in der Morgendämmerung der Geist ihres jüngsten und letzten Sohnes, der Schatten des Polydoros, dem folgendes trauriges Schicksal zu Theil geworden war. Die Mauern Troja's, schon Jahre hindurch von den übermächtigen Griechenvölkern belagert, konnten sich trotz der Tapferkeit ihrer Vertheidiger auf die Dauer nicht halten: der greise Priamos, dieß erkennend, bestellte sein Haus. Er und seine Gemahlin Hekabe sandten den jüngsten Sohn, Namens Polydoros, der noch nicht waffenfähig war, an einen bewährten Gastfreund nach Thrakien, den König Polymestor, in der Hoffnung, daß er an dessen Herde unter sicherem Schutze aufwachse. Zugleich sandten sie mit demselben einen beträchtlichen Goldschatz aus Troja dahin ab, damit sowohl der Geflüchtete, als diejenigen Kinder seines Hauses, die vielleicht dem allgemeinen Untergange entrinnen würden, dereinst nicht Mangel litten. Der Gastfreund Polymestor bewährte auch das in ihn gesetzte Vertrauen so lange, als es um Troja glücklich stand; sobald er aber hörte, daß die Stadt gefallen und das Reich des Priamos zerschmettert sei, ermordete er den jungen Polydoros, um die mitgebrachten Schätze desselben an sich zu reißen, vor Rache sich gesichert haltend.

So erzählt der Schatten des Polydoros selbst, dessen Er-

scheinung das Trauerspiel eröffnet. Unbestattet in das Meer geworfen, konnte der Ermordete in der Unterwelt keine Ruhe finden; er war daher an das Licht emporgestiegen und umschwebte seine Mutter Hekabe, die sich jetzt an der Thrakischen Küste befand. Sein Leichnam treibe in den Wellen am nahen Gestade und werde heute vor die Füße einer an das Ufer gesandten Dienerin gespült werden, die ihn alsdann der Hekabe überbringe; so werde er denn das gewünschte Grab, wie er es sich von den unterirdischen Göttern erbeten habe, durch die Mutter empfangen. Außerdem eröffnet er, der Zukunft kundig wie alle Schatten, daß auch seine Schwester Polyxene heute noch, zu Ehren des Achilleus auf dessen Grabhügel hingeschlachtet, sterben müsse.

Nach diesen Worten verschwindet der Schatten, da er sich nicht von der Hekabe selbst erblicken lassen will. Denn diese tritt nun aus dem Zelt des Agamemnon, wo sie, wie es scheint, die Kassandra nicht angetroffen hat. Von Alter und Gram gebeugt, läßt sie sich durch ihre Dienerinnen führen, um nach ihrem eigenen Zelte zurückzugehen; stockend steht sie mehr als einmal still und ergießt sich in Klagen über die Schrecken ihres nächtlichen Doppeltraumes. Sie habe, sagt sie, erstlich geträumt, daß ihr nach Thrakien geretteter Sohn in Gefahr schwebe; zweitens, daß ihr die geliebte Tochter Polyxene, die einzige, die sie außer der Kassandra noch besaß, wie eine Hinde vom Schooße gerissen werde: worauf sie auch das Gespenst des Achilleus über dem Grabhügel desselben im Traume wahrgenommen habe. Während sie dergestalt jammert, eilt der Chor, eine Anzahl mitgefangener Troerfrauen, aus den Lagerzelten auf die Bühne und verkündigt der in ängstlichem Schweigen zuhörenden Fürstin das Unglück, welches die Polyxene bedrohe. Der Volksrath der Griechen habe, besonders auf Betrieb des Odysseus, den öffentlichen Beschluß gefaßt, das Grab des Achilleus, wie es der Schatten desselben gefordert habe, durch die Hinschlachtung der Polyxene zu ehren. Odysseus werde bald selbst erscheinen, um ihr die Tochter abzufordern. Hekabe, bei dieser Botschaft in den heftigsten Schmerz ausbrechend, ruft die Polyxene mit lautjammernder Stimme aus dem Zelte, um ihr das hereinbrechende Unglück kundzuthun. Bebend eilt die

Jungfrau auf die Bühne und entlockt mühsam der schluchzenden Mutter die schreckliche Neuigkeit; sie klagt, aber nicht um ihr eigenes Leben, sondern um das Loos der greisen Mutter, die sie nun auf immer verlassen müsse. Hiermit ist der erste Akt unseres Stücks abgeschlossen.

Der zweite Akt beginnt mit dem herrischen Auftreten des Odysseus. Eilfertig heranschreitend, nimmt der Fürst sogleich das Wort, um ohne Schonung dem greisen Weibe den gemeinsamen Beschluß des griechischen Heeres mitzutheilen und sich im Auftrage des letztern als denjenigen vorzustellen, der die zum Tode verurtheilte Jungfrau nach der Opferstätte hinzugeleiten habe. Hekabe, die Tiefe ihrer Noth erkennend, wendet sich gefaßt an den mächtigen Mann und erinnert ihn daran, daß sie ihm einst das Leben gerettet habe, als er es gewagt, in Troja als Späher sich einzuschleichen. Odysseus gesteht offen zu, daß er ihrer Großmuth sein Leben verdanke. Darauf ergreift die bedrängte Mutter das Wort, richtet an ihn direkte und indirekte Vorwürfe, behauptet die Ungerechtigkeit eines Beschlusses, der ihre schuldlose Tochter für die Schlachtbank bestimme, und legt sich schließlich auf die innigsten Bitten, um das Herz des harten Mannes zu rühren, wenn er vergessen sollte, daß er ihr die größte Dankbarkeit für die Erhaltung seines Lebens schulde. Umsonst; Odysseus erklärt, daß er gesonnen sei, das Leben der Hekabe zu schirmen, wie sie ihm einst das seinige gerettet habe; der Volksbeschluß aber, den er, wie er keineswegs läugne, dem griechischen Heere vorgeschlagen, müsse schlechterdings vollzogen werden, damit dem vorzüglichsten Helden aus der Griechen Mitte die gebührende Ehre widerfahre. Nur dasjenige Volk sei glücklich, welches seine besten Männer belohne und zu belohnen wisse.

Nachdem Hekabe eingesehen hat, daß sie vergebens gesprochen, fordert sie ihre Tochter auf, selbst das Wort zu nehmen und für ihr Leben zu bitten. Polyxene gehorcht zwar, aber erklärt offen und frei, sie sei bereit, von Odysseus sich zur Opferstätte führen zu lassen; denn nachdem sie aus dem höchsten Glanze, dessen sie sich einst als Fürstentochter erfreut habe, in die schreckliche Nacht der Sklaverei gestürzt sei, liege ihr nichts mehr am

Leben, und sie folge ihm freiwillig zum Tode, wie sie ohnehin gezwungen sein würde, ihm zu folgen. Die Mutter möge daher in keiner Weise hindernd dazwischentreten. Darauf erbietet sich Hekabe selbst, an der Stelle der Tochter zu sterben; und als dieß Odysseus abschlägt, weil der Schatten des Helden nicht ihren, sondern der Tochter Tod gefordert habe, verlangt sie mit der Tochter zugleich getödtet zu werden. Auch dieß schlägt der Griechenfürst ab, weil es sich nicht zieme, überflüssigerweise Blut zu vergießen. Als Hekabe darauf erklärte, sie sei zum äußersten Widerstand entschlossen, tritt Polyxene zwischen die Hadernden, mahnt die Mutter von fruchtlosem und sie jedenfalls nur der Beschimpfung aussetzendem Widerstande ab und nimmt von ihr das innigste Lebewohl. Alsdann, um den nutzlosen wechselseitigen Klagen ein Ziel zu setzen, läßt sie sich verhüllten Hauptes, nach einem kurzen Abschiedswort an das Tageslicht, von Odysseus fortführen. Hekabe fällt in Ohnmacht zur Erde nieder. Der Chor der Frauen wünscht an der Stelle ihrer Fürstin die abscheuliche Helene am Boden liegen zu sehen, und stimmt dann einen Gesang an, worin die gefangenen und in die Sklaverei fortgeschleppten Frauen des Looses gedenken, das ihrer selbst harre, wenn sie den ihnen unerfreulichen Boden Griechenlands mit dem heimathlichen Asien vertauschen würden. Hier durfte der zweite Akt geschlossen werden.

Der dritte Akt bringt sofort die blutige Entscheidung, die bald zu erwarten war, nachdem der unbeugsame und undankbare Odysseus die Polyxene aus den Armen der Mutter weggeleitet hatte. Der vornehmste Herold des Griechenheeres, Namens Talthybios, betritt die Bühne, um der unglücklichen Mutter die Nachricht zu überbringen, daß sie kommen solle, ihre so eben hingeopferte Tochter zu bestatten. Der Bote beklagt das unglückselige Loos der Königin, als er sie am Erdboden liegen sieht, weckt die in Ohnmacht Versunkene und erzählt ihr, weil sie es verlangt, die Art und Weise, wie Polyxene auf dem Grabhügel des Achill hingeschlachtet worden, nicht ohne eigene tiefe Bewegung verkündend, wie die Feier verlaufen sei, und wie heldenmüthig die Jungfrau sich benommen habe. Das von Bewunderung

ergriffene Griechenheer treffe jetzt die ehrenvollsten Vorbereitungen für ihre demnächstige Bestattung.

Die Mutter erneuert, nach diesem Berichte, die Klagen über die Menge ihrer Leiden. Sie wisse nicht mehr, was sie zuerst beweinen solle; auch werde sie von einer Klage zur andern fortgerissen; denn fange sie an zu jammern, so müsse sie endlos fortjammern. Der Schmerz um Polyxene indessen mindere sich durch die Betrachtung, daß sie, wie der Bote melde, mit solcher Hochherzigkeit ihr Leben beschlossen habe. Wer edel sei, der bleibe es; wer schlecht sei, der bleibe schlecht; nicht so sei es in der äußeren Umgebung der Natur: ein gutes Saatland trage bei ungünstiger Witterung schlechte Früchte, ein schlechtes bei guter Witterung gute. Unter solcher Betrachtung faßt sich die greise Fürstin und ertheilt die nothwendigen Befehle, welche die Beisetzung der Asche ihrer Tochter heischt. Der Herold Talthybios wird zum Griechenheere zurückgeschickt, mit dem Auftrage, daß Niemand den Leib der Todten berühren solle; eine Dienerin aus ihrem Gefolge erhält Befehl, am nahen Meergestade Seewasser für das letzte Bad der Polyxene zu holen. Nachdem sie noch einen Blick auf ihr früheres Glück und ihr gegenwärtiges Unglück, wie auf die thörichte Eitelkeit der Menschen geworfen, begibt sie sich in ihr Zelt zurück, um die mitgefangenen Troerfrauen aufzufordern, daß sie zur würdigen Bestattung der Leiche so vielen Schmuck, als sie hätten, beisteuern möchten. Ein Chorgesang, welcher das über Troja hereingebrochene Unheil, wie auch das gleichzeitige Verderben so vieler Griechen, von dem verhängnißvollen Schiedsgericht des Paris auf dem Idagebirge herleitet, beschließt den dritten Akt.

Schon erwartete neue und ungeahnte Kunde weiteren Jammers die Hekabe. Zu Anfang des vierten Akts sehen wir die ausgeschickte Dienerin von dem Meergestade zurückgekehrt; sie bringt den verhüllten Leichnam des Polydoros mit, den sie unerwarteter Weise am Strande aufgefunden hat. Hekabe, aus dem Zelte tretend, trifft sie jammernd an, erfährt, daß ein neues Unglück sich zugetragen, und erkennt mit namenlosem Entsetzen die Leiche, welche die Magd nach mehrfachen Klagen enthüllt. Ein

heftiger Ausbruch ihres Schmerzes erfolgt und Alles wird ihr klar, als sie vernimmt, wo der Leichnam gefunden worden ist; sie sieht ihren nächtlichen Traum erfüllt, erklärt dem Chor, daß ihr Gastfreund Polymestor den Mord begangen hat, und ruft Verwünschungen auf den grausamen Mörder herab. Die schmerzliche Scene unterbricht plötzlich der König Agamemnon, welcher aus dem Griechenlager herbeieilt, verwundert, daß Hekabe so lange säume, die Leiche der Polyxene zu bestatten. Da sieht er, daß hier etwas Unerwartetes vorgefallen ist, und fragt wiederholt die Troerfürstin, wer der todte Troer (denn für einen Troer müsse er ihn halten) sei. Hekabe zaudert ihm offen zu antworten. Denn bei dem Anblicke des mächtigen Oberfeldherrn ist in ihr der Gedanke aufgeblitzt, Agamemnon könne ihr vielleicht die Hand zur Rache bieten. Nach hartem Kampfe mit sich selbst, ob sie ihn um Hülfe angehen solle oder nicht, überwindet sie endlich die Furcht, daß Agamemnon als ihr Feind die Bitte schimpflich abweisen könne, wirft sich ihm zu Füßen und entdeckt ihm die von dem Thrakerfürsten Polymestor begangene Frevelthat. Auch der Griechenkönig ist über das scheußliche Verbrechen empört und bedauert die Mutter als die unglückseligste aller Frauen! Darauf richtet diese an ihn die leidenschaftlichsten Vorstellungen, um ihn zu bewegen, daß er sie bei dem Nachewerke, welches sie vorhabe, unterstütze. Das Gesetz der Götter nöthige den König zur Bestrafung des Unrechts, das Mitleid mit ihrem gränzenlosen Elende fordere ihn dazu auf, ja, selbst die Liebe zu ihrer Tochter Kassandra müsse ihn anspornen, den Todten, ihren Bruder und seinen Schwager, zu rächen. Agamemnon gesteht, bewegt durch diese Rede, seine Bereitwilligkeit zu, doch nicht ohne Bedenken. Er macht zur Bedingung, daß die Nachehandlung in einer Weise vor sich gehe, daß er nicht als der Hauptanstifter derselben bei dem Griechenheere erscheine, welches in dem Thrakischen Könige Polymestor einen Troerfeind verehre. Hekabe nimmt diese Bedingung an; nicht ohne einen bitteren Seitenhieb auf das Männergeschlecht, welches sich von tausend Dingen sklavisch abhängig zeige, versetzt sie: der König möge immerhin im Hintergrunde bleiben, wenn er nur im Nothfalle seine Hand über sie halte; sie selbst wolle allein

das Ganze vollbringen. Auf die verwunderte Frage Agamemnons, wie sie das anfangen wolle, erwiedert sie einfach, sie werde mit Hülfe des in ihrem Zelte befindlichen Troerfrauenschwarms den wilden Thrakerfürsten tödten; und als er Zweifel an der Kraft der Frauen äußert, beruft sie sich auf zwei berühmte Großthaten, welche ehedem von Frauenhand ausgeführt worden wären. Jener giebt denn nach, verschiebt auf ihren Wunsch das Leichenbegängniß der Polyxene und geleitet eine Dienerin durch das Griechenlager, welche von Hekabe abgesandt wird, um unter schlaugesetzten Worten den König Polymestor aus Thrakien, sammt seinen beiden Söhnen, nach dem jetzigen Wohnorte der einstigen Troerkönigin an der Küste zu locken. Unterdessen begibt sich Hekabe nach ihrem Zelte, um die darin versammelten Troerfrauen auf das blutige Unternehmen vorzubereiten und die Hände derselben zu rüsten. Den vierten Akt schließt hier ein Chorgesang, welcher die nächtliche Ueberrumpelung der Stadt Troja durch die Griechen lebhaft schildert, am Ende desselben Verwünschungen gegen die ruchlose Helene und ihren Verführer Paris hinzufügend.

Im fünften Akt zeigt sich bereits der Thrakische Gastfreund Polymestor, mit seinen beiden Söhnen und mit der nach ihm geschickten Dienerin aus dem Binnenlande eingetroffen. Hekabe, durch ihre Botin aus dem Zelte herbeigerufen, wird von dem Mörder unter heuchlerischer Theilnahme begrüßt; sie weicht ihm vorsichtig aus, richtet Fragen nach ihrem Sohne Polydoros an ihn, scheint sehr befriedigt von seinen Antworten und erzählt ihm endlich von einem reichen goldenen Schatze des Priamidenhauses, der im Tempel der Athene zu Troja niedergelegt sei. Polymestor, ein tugendhafter Mann, als welcher er sich erwiesen habe, solle dieß Geheimniß ihrem Sohne Polydoros mittheilen; auch seine beiden Söhne hätten die Sache hören sollen, damit, wenn der Vater etwa stürbe, diese das Geheimniß sicher fortbewahrten. Das sei der Grund, warum sie von ihr zum Besuche herbeigerufen worden wären. Ferner aber solle der König auch gleich die Schätze mit nach Hause nehmen, die sie selbst aus Troja insgeheim mitgebracht habe. Diese Schätze lägen in ihrem Zelte aufbewahrt, das Zelt sei von keinen Männern, nur von ihren

mitgefangenen Frauen bewohnt; er könne ohne Besorgniß eintreten.

Polymestor, durch seine Habgier verblendet, läßt sich auf diese Worte der Hekabe in das Zelt hineinlocken, nur von seinen Söhnen begleitet. Nichts Schlimmes vermuthend, hatte er gleich anfangs, auf den Wunsch der Hekabe, sein Gefolge aus der Nähe des Zeltes (also aus dem Bereiche der Bühne) fortgeschickt; kein Fremder, wie die Fürstin sagte, sollte Mitwisser ihres Geheimnisses werden. So war denn Polymestor arglos in das Zelt eingetreten und von den Frauen, die sich traulich an seinen Sitz drängten, auf das liebenswürdigste begrüßt worden. Verabredetermaßen stellten sich die Troerinnen neugierig, beschauten sein Thrakisches Gewand, zogen seine beiden Speere weg, als wollten sie dieselben näher in Augenschein nehmen, und entführten gleichzeitig die Söhne von seiner Seite, indem sie dieselben herzend von Hand zu Hand gehen ließen. Nachdem dieß geschehen war, brach der Sturm der Rache, auf welchen der Chor draußen harrte, plötzlich und für den Verbrecher ganz unerwartet los. Ein Theil der Troerfrauen erstach mit Schwertern, die sie jählings aus den Falten ihrer Gewänder rissen, die beiden von dem Vater weit weggebrachten Söhne, während ein anderer Haufe ihn selbst festhielt, so daß er sich nicht von Ort und Stelle zu rühren vermochte, und ihm schließlich mit metallenen Spangen die beiden Augen unter blutigen Stößen blendete. Darauf ließen die Frauen den Blinden los und verschwanden in den Gemächern des Zeltes. Rasend tobte der unglückliche König, der Mörderbrut nachrennend und das Zelt durch Stöße und Würfe erschütternd. Dann folgte er der bereits aus der Thür getretenen Hekabe nach der Bühne, die Leichen seiner beiden Söhne wie ein wildes Thier bis an den Ausgang nachschleppend und auf Händen und Füßen unter lautem Gejammer weiter kriechend, um wo möglich die entflohenen Frauen zu erhaschen.

Als sein Bemühen vergeblich blieb, kroch er zu den Leichen der Kinder zurück und schrie laut um Hülfe, zuerst seine Thrakischen Streiter, dann die beiden Atreussöhne und die Griechen zur Rache an den Frauen herbeirufend. Da Niemand sofort

erschien, frug er sich jammernd, ob ihn der Sternenhimmel oder der Schlund des Hades aufnehmen solle? Der Chor hatte eben, und zwar nicht sehr tröstlich, auf seine Klagen geantwortet, als der König Agamemnon selbst, durch das tolle Geschrei veranlaßt, welches das ganze Griechenlager erschreckt hatte, herbeieilte. Sehr bald von dem Geschehenen unterrichtet, befahl der Fürst, daß der Bestrafte sowohl als die Rächerin nach einander ihre Sache auseinandersetzten, damit er, nachdem er beide Theile vernommen, ein richtiges Urtheil über Schuld und Unschuld fällen könne. Polymestor ergreift zuerst das Wort, gesteht seine Mordthat ein, aber bemäntelt sie, und erzählt den hinterlistigen Ueberfall im Zelte, wie er im Obigen berichtet worden ist. Am Schlusse fordert er den Griechenfürsten auf, den ihm geschehenen Frevel zu rächen, und verwünscht die Ruchlosigkeit des gesammten Frauengeschlechts. Hekabe dagegen widerlegt die Scheingründe des bestraften Bösewichts von Anfang bis zu Ende, macht ihm die bittersten Vorwürfe und verlangt von dem Griechenkönige, daß er einem so scheußlichen Verbrecher seinen Beistand versage: wo nicht, so werde er selbst von aller Welt unter die Bösen gezählt werden.

Agamemnon gibt darauf sein Urtheil dahin ab, daß er den Thraker seines Frevels schuldig erklärt und seine Strafe für wohlverdient erkennt. Auf das Heftigste darüber aufgebracht, weissagt Polymestor, um sich wenigstens durch hämische Schadenfreude zu rächen, der verhaßten Hekabe sowohl als dem Griechenkönig eine unglückliche Zukunft. Die erstere werde nicht nur auf der Weiterfahrt nach Griechenland in das Meer stürzend und in eine Hündin verwandelt umkommen, sondern es müsse auch ihr einziges noch lebendes Kind, die Kassandra, sterben. Bei der Ankunft in Argos werde die letztere durch die lauernde Klytämnestra, die Gemahlin des Agamemnon, eine grimmige Hauswächterin, ermordet werden. Auch Agamemnon selbst treffe der Tod durch die Hand seiner eifersüchtigen Gattin, während er, zu Hause angekommen, harmlos im Bade verweile: ganz wie Aeschylos im „Agamemnon" den Untergang Beider geschildert hat. Polymestor versichert, seine Kenntniß der Zukunft stamme von

einem Thrakischen Seher, Namens Dionysos. Agamemnon indessen hält diese Prophezeiungen für Ausbrüche roher Wuth und befiehlt seinem Gefolge, den übermüthigen Blinden augenblicklich auf irgend eine Stelle einer wüsten Insel fortzuschaffen. Alsdann ermahnt er die Hekabe, nunmehr ihre beiden Kinder zu bestatten, den Chor, in das griechische Zeltlager zurückzueilen und zur Abfahrt sich bereit zu halten; denn schon fange der Wind günstig zu blasen an. Mit frommen Wünschen des Agamemnon und mit Aeußerungen der Ergebenheit in ihr hartes Schicksal von Seiten der abziehenden Troerfrauen schließt die Tragödie.

Genügt die Uebersicht des Inhaltes, die wir im Obigen so bündig und vollständig als möglich gegeben haben, so wird sie uns zur Grundlage für die Beantwortung einer Hauptfrage nützlich sein, der Frage, ob hier eine gute Tragödie vorliegt, ein Werk, dessen künstlerische Fassung befriedigt. Aus dem Verlaufe der Handlung ersehen wir zunächst, daß alle Einzelnheiten ineinandergreifen und geschickt zusammenhängen. Nichts steht locker und lose da. Eine Scene folgt aus der andern, wenn auch nicht auf durchaus nothwendige, doch auf natürliche Weise. Man sollte meinen, daß schon hierdurch die Einheit, die man von einem Kunstwerke zu fordern hat, so ziemlich gesichert sei.

Fragen wir näher, worauf die Einheit unseres Trauerspieles beruht; ist sie eine blos äußerliche, oder zugleich eine innere?

Ehe wir darauf antworten, sehen wir einen Augenblick davon ab, wie Euripides seinen Stoff behandelt hat, und lassen das moderne Geschwätz darüber, was ein Aristoteles fordert oder verwirft, einstweilen bei Seite. Die Handlung ist es bekanntlich, auf welcher die Einheit eines Drama's beruht. Aber die Handlung allein als solche würde blos eine äußerliche Einheit aufweisen, auch wenn die Einzelnheiten der Handlung einen festen Zusammenhang unter sich hätten. Es bedarf allezeit einer Person, welche die Handlung leitet, und die deßhalb, weil in ihrer Hand die Leitung ruht, die Hauptperson des Drama's ist: ihre Aufgabe ist, die Handlung zu beherrschen und sie im Wesentlichen von ihrer Hand ausgehen zu lassen, damit die äußerliche Einheit zur inneren werde.

Dagegen kann es auch eine Handlung für ein Drama geben, die aus zwei oder mehr Theilen besteht oder zusammengesetzt ist, ohne daß an ihr die Einheit vermißt wird: die innere Einheit ist es dann, welche vorhanden und erzielt worden ist. Dieß geschieht dadurch, daß die verschiedenen Theile der zusammengesetzten Handlung wie Fäden unter Vermittlung der Hauptperson zu einem Ganzen zusammenlaufen.

In beiden Fällen aber ist die innere Einheit, wie man sieht, die zu erzielende Hauptsache.

Von dem vorliegenden Trauerspiele des Euripides ist gesagt worden und darf man sagen, daß die Handlung desselben aus zwei Theilen zusammengesetzt ist: nämlich „aus der Schlachtung der Polyxene und aus der Rache an Polymestor". Aber fehlt denn unserem Drama die innere Einheit? Darf man mit Grund sagen, die beiden Theile dieses Stücks hätten nichts mit einander gemein? Sie wären blindlings zu einem Ganzen zusammengeschoben worden, ohne zusammenzugehören? Mit nichten, ist darauf zu erwiedern. Euripides hatte einen ganz bestimmten Plan, nach welchem er sein Trauerspiel aufbaute, und war sicherlich überzeugt, daß ihm der Bau gelingen werde, wenn er ihn so ausführe, wie er ihn ausgeführt hat.

Und nach dem Plane des Verfassers müssen wir uns doch schlechterdings, wenn wir vernünftig verfahren wollen, zuerst und vor allen Dingen umsehen, ehe uns ein Zweifel am Gelingen des vorgelegten Werkes erlaubt ist. Was also hat sich Euripides selbst als Grundthema seines Stücks vorgestellt? Offenbar, wie schon der Name „Hekabe", den er seinem Werke gegeben hat, unwidersprechlich darthut, das unglückliche Schicksal der Troerkönigin Hekabe, und zwar eine Alles umfassende Darstellung desselben. Daß dieses ein wahrhaft tragischer Stoff sei, das wird wohl Niemand zu verneinen berechtigt sein, wenigstens nicht mit haltbaren Gründen darthun können. Es handelt sich lediglich dabei um Eines, ob das Gegebene wirklich Alles, was sich auf dieses Unglück bezieht, so vollständig umfaßt, daß wir ein genügendes Bild der leidenden und auf die Höhe der Tragik gestellten Person empfangen. Oder hat uns Euri-

pides etwa bloß einzelne Bruchstücke des Leidens vorgelegt, welche zu keinem Ganzen ausreichen und nicht zu jener Einheit gebracht werden können, die schon Aristoteles von einem tragischen Kunstwerke gefordert hat? Nur im letztern Falle würde man mit Recht sagen dürfen, daß Euripides etwas versucht habe, was ihm mißlungen ist. Sehen wir also zu, in wie weit der Tragiker seine Aufgabe verfolgt und erreicht hat.

Schon die oben gegebene Uebersicht des Inhalts, wenn sie mit Aufmerksamkeit in das Auge gefaßt wird, theilt die meisten Züge mit, welche erforderlich sind für die Behauptung, daß uns kein Stückwerk von dem Jammer der Hekabe, sondern ein vollständiges Bild ihres Elends vorgelegt worden ist. Daß dem wirklich so sei, behaupten wir nämlich, und wollen sofort die weiteren Farben hinzufügen, welche jener Uebersicht noch mangeln. Denn wie hat uns Euripides die Königin Hekabe dargestellt? Erstlich so, daß sie die Hauptperson ist, welche die innere Einheit von Anfang bis zu Ende des Werkes vermittelt; wie wir eben gezeigt haben, ein für das Drama sehr wichtiger Punkt. Zweitens hat er die Königin, deren Namen die Dichtung trägt, so dargestellt, daß wir ihre gesammten Schickungen und ihre Leiden vom Anfange bis zu Ende gezeichnet vor uns sehen, und zwar in ihrem Verlaufe zuletzt mehr und mehr gesteigert, bis das Unglück erschöpft ist.

Denn wie erscheint uns die Person der Hekabe? Auf den ersten Punkt antworten wir: sie handelt fort und fort, so weit sie handeln kann, durch das ganze Drama! Sie leidet also nicht blos, sondern wie das Drama es erfordert, sie ist zugleich handelnd vorgeführt. Anfangs kämpft sie für die Rettung ihrer Tochter und möchte, wenn es möglich wäre, thatsächlichen Widerstand leisten, möchte auch für sie sterben oder mit ihr zugleich sterben. Alsdann leitet sie ganz allein die Handlung ein, welche zur Rache am Polymestor führt, und setzt diese Handlung thatkräftig durch.

Auf den zweiten Punkt antworten wir: Hekabe steht vor uns, im Hintergrunde ihres Lebens die einstige Herrlichkeit auf

dem Königsthrone von Troja glücklich in jeder Beziehung und umgeben von blühenden Kindern, gegenwärtig aber sammt dem Reiche, sammt Gemahl und Kindern aus ihrer Höhe herabgestürzt; das Reich ist zertrümmert, ihr Gemahl und ihre meisten Kinder sind bereits getödtet. Wir wissen, wir hören das und hören es vielfach, so daß uns dieses Unglück stets vor Augen schwebt. Der Rauch der frischzertrümmerten Stadt springt noch in nicht allzuweiter Ferne, wenn wir ihn auch auf der Bühne nicht sehen, über die zusammenstürzenden Zinnen und Dächer empor. Die nächste Vergangenheit ihres Unglücksloofes steht uns deutlich vor Augen. Und die Gegenwart? Sie wird immer trostloser und schrecklicher. Abgesehen davon, daß die Königin als Sklavin nach Hellas geführt werden soll, bedroht sie der Verlust ihrer allerletzten Kinder. Es sind ihrer aus der Zahl von fünfzig, die sie alle für die ihrigen anerkennt, nur noch drei übrig: Kassandra, die ihr von Agamemnon schon halb und halb entrissen ist, ferner ein Sohn Polydoros, der von ihr entfernt in Thrakien lebt und für dessen Erhaltung sie bangt, und die schöne Polyxene, die sie seit ihrer gemeinschaftlichen Fortschleppung glücklicherweise um sich behalten hat. Ihrem seitherigen Unglück wird die Krone aufgesetzt durch den Verlust auch dieser Kinder! Sie muß sich bald in ihrem Elend ganz und gar vereinsamt sehen. Zunächst wird ihr die theure Polyxene durch Schlachtung von der Seite gerissen: diesen Vorgang zeigt uns die Bühne. Dann erfährt sie, nicht durch Boten, sondern gleich unmittelbar durch die Leiche selbst, daß ihr letzter Sohn durch die unerhörte Ruchlosigkeit ihres Thrakischen Gastfreundes ermordet worden ist! Was bleibt ihr noch für die Zukunft? Die einzige Kassandra. Da wird ihr am Schlusse des Stücks eine traurige Perspektive selbst in die Zukunft eröffnet: Kassandra wird ebenfalls ermordet, und sie, die Königin, muß in eine Hündin verwandelt auf dem Meere sterben, ehe sie die Gefilde Griechenlands erreicht hat.

Man wird, bei dieser Sachlage, nicht umhin können, zu gestehen, daß ein umfassenderes Gemälde des Unglücks, als das eben geschilderte, nimmermehr geschaffen werden konnte: abgerundet nach allen Seiten hin, wie es kein anderer Künstler außer dem

Sprachkünstler zu schaffen vermocht hätte. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß Alles auf der Bühne selbst unmittelbar gezeigt werde: ein solches Verlangen wäre lächerlich, und wollten wir uns danach richten, so würde es auch unmöglich sein, ein Sprachkunstwerk, ein Drama, eine Tragödie zu schaffen, ein Werk, das diesen Namen verdiente. Ein Mischmasch bunter Ereignisse, wofern Alles vorgeführt werden soll, läßt sich nun und nimmer zu einer Einheit gestalten: und das ist es offenbar allein, was Aristoteles mit seiner Lehre über die Einheit in solchen Fällen andeuten wollte. Die Hekabe des Euripides wenigstens hat diesem großen Kritiker schwerlich vor Augen gestanden; und wäre es der Fall gewesen, so könnten wir nicht anders als sagen, daß er sich geirrt hat. Denn unser Stück ist nicht dem Fehler des Allerlei verfallen, sondern entwickelt das höchste Leid eines Menschen, auf geringem Raume vereinigt und so konzentrirt, daß wir nicht allein Alles überschauen, was zur dargestellten Sache gehört, sondern auch auf denjenigen Punkt des Jammers versetzt werden, über welchen nichts hinausreicht.

Dazu kommt, daß die vorliegende Tragödie eine der einfachsten ist, die je, so scheint es, von den attischen Dichtern verfaßt worden sind, von so durchsichtiger Klarheit des Stoffes und Planes, daß wir durch keinerlei Nebenwerk beirrt werden, sondern wie von der Spitze eines hohen Berges die Gefilde ringsum frei bis an den Kreis des Horizontes erblicken. Einfache Mittel, einfache Ziele, und doch ein Drama von wunderbarer Wirkung. Denn kein Mißklang bleibt am Schlusse in der Brust des Zuschauers zurück. Das Leid eines Menschen, der durch Schicksalsschläge untergeht, aber sich wehrt, so lange er eine Hand zu rühren vermag, hat nichts Demüthigendes und Niederschlagendes, sondern allezeit etwas Rührendes und Erhebendes. Hekabe, selbst schuldlos, aber in das Unglück ihres Hauses verflochten, das sie nicht abwenden kann, trägt ihr Unglück mit Würde. Die Tochter Polyxene vermochte sie nicht zu retten, aber sie freut sich, daß die Arme wenigstens heldenmüthig gestorben ist. Dem Mörder ihres Sohnes Polydoros dagegen bietet sie bald darauf die Spitze, da es in ihrer Macht lag, und rächt sich für den unver-

schuldeten Jammer, der sie getroffen hat. Sie unterliegt ihrem Verhängnisse, aber sie freut sich ihres Widerstandes. So schwach sie durch Unglück und Alter geworden ist, ergeht sie sich doch keineswegs in übermäßigen Klagen: Euripides läßt sie jammern, aber nicht wie ein Weib, das weder aus noch ein weiß, sondern wie eine Unglückliche, die blos über das klagt, worüber sie Grund zu klagen hat, und die sich bemüht, keine unnütze Thräne zu vergießen. Daher muß sie selbst bei dem heutigen Leser Theilnahme und Achtung finden, wenn er anders für Poesie etwelches Verständniß hat. Die rein menschliche Darstellung erweckt immer das Interesse des ächten Menschen.

Der Hekabe also, die von dem Dichter einen dergestalt wohlgemessenen Charakter erhalten hat, ist die erste Rolle des Drama's zugedacht worden. Die zweite Rolle kam der Polyxene zu, nicht die erste, obgleich sie als tragisches Opfer fällt; Euripides hat die erste Rolle um so mehr der Hekabe vorbehalten müssen, als diese auch im weiteren Verlaufe der Handlung die erste Rolle fortbehauptet. Polyxene anlangend, ist ihre Gestalt gleich vortrefflich gezeichnet, voll Liebe zur Mutter, edel, frei und über das Schicksal erhaben. Sie klagt nicht einen Augenblick um ihr eigenes Leben, wenn sie auch nebenher hinwirft, daß sie so jung sterben müsse, ohne Bräutigam und Brautfest; sie klagt nur darüber, daß sie hinscheidend ihre Mutter in Alter, Gram und Knechtschaft vereinsamt hinter sich zurücklassen müsse. Den Tod für ehrenvoller erachtend, als ein Leben in solcher Sklaverei, ordnet sie sich hochherzig der Gewalt unter und stirbt ebenso hochherzig, indem sie sich dem Schlachtschwert freiwillig und ohne Bande überliefert, so daß sie die Bewunderung des feindlichen Griechenheeres davonträgt.

Außer diesen beiden Frauengestalten, die in dem Stücke auftreten, haben wir noch den weiblichen Chor zu betrachten, und eine Dienerin, welche den Leichnam des Polydoros vom Seegestade überbringt. Die letztere ist als eine Frau aus niedrigem Stande, im Gegensatz zu den beiden Fürstinnen, hingestellt: ihre Aufgabe beschränkt sich darauf, über eine Unglückspost nach der andern zu jammern. Die Frauen des Chores offenbaren die alte

Liebe zu ihrer mitgefangenen unglücklichen Gebieterin und halten sich übrigens innerhalb der nämlichen Schranken, die wir dem Chore sonst in den zur Nachwelt gekommenen Stücken der attischen Poeten, gemäß der Einrichtung des Theaters, vorgeschrieben sehen. Die Chorgesänge, die sie in den Pausen der Handlung anstimmen, beschäftigen sich theils mit dem ihnen selbst bevorstehenden Loose, theils mit den Anfängen des über Troja und Hellas hereingebrochenen Unwetters, theils mit der frischen Erinnerung an die unerwartete nächtliche Eroberung der Stadt. Bei der einfachen Anlage der Tragödie sind diese Chorlieder in entsprechender Weise einfach ausgeführt worden; eine reichere Fülle der Lyrik möchte wohl der rasch verlaufenden Handlung ungünstig gewesen sein, die Simplizität derselben überwuchert haben.

Wenden wir uns zu den männlichen Gestalten, die in diesem Stück vorgeführt werden, so finden wir den Oberfeldherrn Agamemnon, den Fürsten Odysseus, den Herold Talthybios und den Thrakischen König Polymestor, abgesehen von dem Schatten des jungen Polydoros. Der letztere erscheint am Eingange des Drama's, einzig und allein zu dem Zwecke, den Zuschauern gewisse Winke zu geben, die ihnen für die Einsicht in die folgende Handlung zu Statten kommen. Ein Jüngling, unglücklich wie die Mutter, äußert er gegen diese inniges Mitleid. Agamemnon zeigt sich schlecht und recht, vorsichtig als Herrscher, Recht und Gerechtigkeit schützend, übrigens ohne hervorstechende Eigenschaften. Odysseus, der kluge Fürst von Ithaka, hat nicht die besten Züge erhalten: er ist als ein Mann geschildert, der nach der Volksgunst jagt, kalt und berechnend, jedes herzliche Gefühl selbst auf Kosten der Dankbarkeit zurückdrängend. Dem Herold Talthybios, der als Bote auftritt, ist die schmerzliche Aufgabe zugefallen, der greisen Mutter die Anzeige zu bringen, daß die Schlachtung ihrer Tochter Polyxene vorüber sei. Auf die Bitte der Hekabe erzählt er die Art und Weise, wie die Opferung stattgefunden, und offenbart einen theilnehmenden und würdevollen Charakter: Euripides hat ihm einen jener meisterhaften Botenberichte in den Mund gelegt, durch welche dieser Tragiker sein Genie nicht am wenigsten zu entfalten vermochte. Ein Mann

von geringer Stellung, ist er gleichwohl so gezeichnet, daß er die beiden ebengenannten Fürsten des Griechenheeres halb und halb in den Schatten stellt; wie denn Euripides diese nämlichen Figuren, den beiden hervorragenden Frauen gegenüber, minder reich ausgestattet hat. Anders ist er mit dem Thrakischen König Polymestor verfahren; dieser wird als ein roher Barbar mit vollen Farben bedacht, und Euripides hat um so weniger Anstand genommen, diesen ruchlosen Mörder in ungeschminkter Wildheit zu charakterisiren, als derselbe nicht für einen Griechen (Hellenen) aus dem eigentlichen Griechenland und aus ächtgriechischem Stamme entsprossen hingestellt werden sollte. Habsucht, Grausamkeit, Bosheit, Unglaube und Heuchelei vervollständigen die Züge eines den Griechen unangenehmen und von ihrer Bildung kaum berührten Wütherichs. Wie der Mann sich selbst mit einem wilden Thiere vergleicht, so wird er auch als ein solches im Drama durchweg behandelt. Er verdient weder, noch erregt er Mitleid. Der Dichter hat ihn seinen Landsleuten offenbar um dessentwillen vorgeführt, um ihnen das Spiegelbild eines Barbaren vorzuhalten; keineswegs aber deswegen, damit sie an der Bestrafung und unerbittlichen Züchtigung des verbrecherischen Gesellen, an seinem Toben und Aufbrausen eine Freude haben möchten, wie sie der große Haufe überall und zu allen Zeiten zu äußern pflegt, wenn er etwas Ungeheuerliches zu sehen bekommt. Nach dergleichen Mitteln, die Gunst der Menge zu erhaschen, greifen nur unsere heutigen Theaterpoesienschneider.

Die Sprache des vorliegenden Trauerspiels, um diesen Punkt zu berühren, ist durchweg poetisch. Nirgends etwas Triviales, ausgenommen das, was diesem oder jenem unserer Philologen so scheint. Lieblich fließen die Rhythmen dahin, und namentlich in den Klagelauten der beiden Frauen, besonders der Polyxene, schlagen die Töne zuweilen an unser Ohr, wie die Melodien der Nachtigall. Hier kann das nordische Ohr lernen, was griechischer Wohllaut ist.

II. Anderweitige Urtheile und Einwürfe gegen das Stück. Berichtigung oder Zurückweisung des Tadels.

Ich wünschte, daß der obige Abschnitt zur rechten Würdigung dieses Drama's ausreichen möchte. Denn es ist nicht gerade sehr angenehm, falsche Ansichten zu widerlegen, noch weit unangenehmer, verschrobene Meinungen zurückzuweisen und in ihrer Verkehrtheit darzuthun. Ich habe im Obigen den Standpunkt bezeichnet, welchen der antike Dichter, angesichts seiner Zeitgenossen, ohne allen Zweifel eingenommen hat, als er sich den Plan zu dieser Tragödie überlegte. Denn gab es auch in seinen Tagen noch keine theoretischen Vorschriften, nach welchen er sich hätte richten können, so wußte er doch so viel klar und sicher, daß er den Zuschauern eine wohlabgerundete, wohldurchdachte, wohlverständliche Dichtung vorlegen müsse, wenn er ihren Beifall auf wohlverdiente Weise davontragen wollte. Er wußte klar und sicher, sage ich, daß er eine ausgezeichnete Handlung in solche Theile zerlegt vorführen müsse, aus welchen das Bild eines Ganzen gewonnen werde: er mußte dieses wissen, schon angesichts der großen Zeitgenossen, die mit ihm auf dem nämlichen Felde arbeiteten, und mit denen er in den Wettkampf um den höchsten Preis sich einließ: was bekanntlich auch mit dem größten Erfolge geschehen ist. Erwarb er sich doch unter so vielen Mitkämpfern, welche das Theater Athens beschritten haben, neben Aeschylos und Sophokles die dritte Stelle.

Es wird aber fernerhin wohl schwerlich Jemand, welcher den obigen Abschnitt vorurtheilslos geprüft hat, die weise Bemerkung vorbringen, gerade die Hekabe des Euripides gehöre zu den verfehlten Leistungen dieses Tragöden. Niemand wird sich wohl künftig einbilden, Euripides habe ein unsicheres Ziel verfolgt, als er diese Tragödie aussann, und den ausgesonnenen Plan verliederlicht. Das ungeheuere Unglück der Hekabe darzustellen, ist, wie ich sagte, seine Aufgabe gewesen, oder man müßte, wenn man dieß läugnen wollte, die leichtfertige Behauptung aufstellen, er habe ziellos im Dunkeln umhergetappt und schließlich etwas zu Stande gebracht, was auf den Beifall der plumpen Menge in

Athen berechnet gewesen wäre. Für eine solche Behauptung ist, wie wir eines Weiteren sehen werden, nicht der geringste Anhalt vorhanden.

Prüfen wir zuerst die seltsame Kritik, welche Gottfried Hermann in seiner lateinischen Vorrede zur kritischen Herausgabe des griechischen Textes im J. 1831 veröffentlicht hat. Er ist im Eingange dieser flüchtigen Präfatio, die er seinerseits für keineswegs flüchtig hielt, der ziemlich zuversichtlichen Meinung (S. XI), „daß wir bereits in einem Zeitalter lebten, welches so erleuchtet sei, daß wir nicht mehr uns gebunden hielten, Alles, was ein Grieche oder Römer geschrieben habe, blindlings zu bewundern.“ Darauf müssen wir nach einem Menschenalter mit dem frommen Wunsche erwiedern: Wollte Gott, wir wären so weit! Indessen eine blinde Bewunderung des Euripides fällt uns durchaus nicht ein: wir fangen blos bescheiden an, ihn gemach zu erkennen und ihm gerecht zu werden. Oder hätte ich ihm etwa im vorigen Abschnitt eine Menge „mit Fleiß zusammengesuchte Gedanken untergeschoben, die Euripides selbst in seinem Zeitalter nie gedacht hätte und nicht hätte denken können?“ In der vorurtheilsvollen Absicht, den griechischen Tragöden zu preisen? Denn dergleichen Motive schiebt Hermann im Folgenden (S. XII) denjenigen unter, die nach seiner Ansicht die antiken Werke blindlings loben, natürlich: auch den Euripides loben, und insbesondere die Hekabe desselben, die er, Hermann, einmal für ein elendes Stück (wie wir gleich sehen werden) ausgegeben hat.

Auch unser wackerer Literaturhistoriker Bernhardy sagt nebenher in einer Anmerkung: „wenn die Mehrzahl den von Euripides „beliebten Plan gut und richtig befindet, so beweist dieß nur von „neuem, wie viel das moralische Gefühl zum Nachtheil des „ästhetischen Urtheils vermag.“ Hier redet Bernhardy eigentlich nur den Worten nach, die ich eben von Hermann angeführt habe. Nun, ich freue mich, so viel „moralisches Gefühl“ besessen zu haben, um im obigen Abschnitte einen Meister, wie Euripides, vor ebenso übereilten, als oberflächlichen Angriffen heutiger Schulmeister zu schützen. Denn womit habe ich seine Hekabe in Schutz genommen? Nicht mit erfundenen Gedanken, die ich ihm aus Achtung für seinen

Namen beigelegt, sondern ich habe die kluge „Minderheit", die geurtheilt hat ohne den Plan des Dichters im Sinne des Alterthums und des Verfassers zu prüfen, auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß man erst an die Stelle des Dichters selbst sich denken müsse, ehe man über das rede, was ihm gelungen oder was ihm mißlungen sei. Ich hoffe, daß man mein Verfahren nicht nur nicht für unerlaubt, sondern für das allein richtige erkennen werde. Hermann allerdings ahnt etwas von der Nothwendigkeit, daß man in dieser Weise zu einem antiken Dichter hinantreten müsse (S. XII), er selbst aber hat es nicht gethan, vielmehr den Plan des Dichters schlechthin verworfen, ohne ihm nachzuforschen, ohne den „Charakter und Geist des Dichters, sein Zeitalter und die übrigen Verhältnisse" in Erwägung zu ziehen. Die Folge davon war, daß er weder das eigentliche Ziel begriff, welches sich Euripides in unserem Stücke gesetzt hatte, das Ziel nämlich, die Leiden der Hekabe auf ihrem höchsten Punkte darzustellen, noch auch sich richtig erklären konnte, wie Euripides dazu gekommen war, den zweiten Theil an den ersten zu knüpfen: eine Erklärung, die freilich wiederum von der richtigen Auffassung jenes Zieles, wie wir gesehen haben, wesentlich abhing. Denn ohne die Verfolgung des erwähnten Zieles wäre es allerdings eine lustige Sache gewesen, die Ermordung des Polydor und die Rache am Polymestor in die Handlung des Stückes hineinzuziehen.

So gesteht denn Hermann (S. XXII) zu, daß Euripides selbst „davon ausgegangen sei, das unglückliche Loos der Hekabe zu schildern" (ab illo — profectus est Euripides, ut Hecubae miserrima fortuna describeretur). Allein diesen Ausgangspunkt, dieses Ziel hält er für falsch, verwirft er ohne Weiteres, indem er an der Oberfläche hängen bleibt. Denn er fügt sogleich hinzu: „Wenn der Dichter aber im Sinne hatte, die Hekabe des„wegen als unglücklich zu zeigen, weil ihr sehr vieler Jammer „widerfahren sei, wie kommt es da, daß er blos den Polydoros „und die Polyxene gebracht hat, um die Mutter durch ihren Tod „zu betrüben? Euripides hätte ja mit dem gleichen Rechte auch „noch den Verlust so vieler anderer Kinder, wie auch den gesamm-

„ten Untergang der Stadt Troja anreihen können!“ Warum? sagt Hermann uns sogleich, und wir staunen, so etwas zu hören: „Denn,“ meint er, „wenn der Dichter die Absicht hatte, den „Inhalt seines Stückes in der Menge der Unglücksfälle zu „suchen, so mußte er Alles (Alles!) auf der Bühne den Zu„schauern auch vorführen, weil — die gewünschte Menge erst „dadurch zu Stande gebracht wird, daß das betreffende „Alles“ „auch da ist!“ Eine prächtige und merkwürdige Forderung! Und wie fährt Hermann weiter fort? „Der Dichter,“ sagt er, „hätte „die Sache aber durchaus nicht so anfangen sollen, daß er aus „jener so großen Masse blos zwei Unglücksfälle plumperweise „herausgriff und darstellte: zwei Fälle, die weder geeignet sind, „irgend ein Bild von der Menge der Unglücksfälle zu liefern, „noch unter sich selbst irgend einen Zusammenhang aufweisen, „ausgenommen den Punkt, daß beide Fälle einem und demselben „Weibe zu gleicher Zeit passirt sind.“ In der That, thörichter könnte man wohl nicht leicht an der Scheibe vorbeischießen, wie Hermann hier angesichts der Hekabe vorbeigeschossen hat. Komisch klingt es, wenn er weiter hinzufügt: „Uebrigens will ich gerne „zugeben, daß jene Masse schwerer Unglücksfälle, welche die Hekabe „getroffen haben, einen Stoff liefern würden, der für eine Tra„gödie sich recht wohl eigne.“ Nun, da haben wir ja das volle Zugeständniß der Richtigkeit dessen, was ich im ersten Abschnitte über das von Euripides angestrebte und erreichte Ziel auseinandergesetzt habe. Leider ist unserem Hermann dieses Ziel nicht klar geworden. Deßhalb fährt er weiter fort: „Aber, wenn Euripides „diesen Stoff (den Stoff der vielen Unglücksfälle) tragisch gestalten „wollte, so mußte er die Sache anders angreifen: er mußte seine „Erfindungsgabe einen andern Weg einschlagen lassen.“ Und welchen? Herman sieht trefflich ein, daß der Dichter nicht den ganzen bunten Mischmasch der zahllosen Unglücksfälle den Zuschauern auf der Bühne unmittelbar zeigen konnte und durfte; aber was sollte der Verfasser der Hekabe machen? „Er mußte,“ sagt unser berühmter Kritiker, „die ganze Geschichte in den Rah„men einer kurzen Aktion einpressen und dergestalt zusammen„flechten, daß ihre allmälige geschickte Entwicklung (deinceps apto

„connexu enarrata) schließlich das Ergebniß gehabt hätte, daß „man einen ungeheuern Haufen Unglücks vor sich aufgethürmt „sähe." Was soll der Leser dazu sagen? Ich habe im vorigen Abschnitte zur Genüge gezeigt, wie Euripides es mit großer Genialität angefangen hat, zu dieser von Hermann gewünschten, aber in der Hekabe nicht gefundenen Zusammenhäufung und Aufthürmung des Unglücks zu gelangen. Als ein Musterstück dieser Gattung führt unser Kritiker alsdann die „Perser" des Aeschylos an; wir fragen einfach, ist Euripides nicht auf gleiche oder doch sehr ähnliche Weise wie Aeschylos in der Entfaltung des Unglücks verfahren, selbst des Unglücks, das die Zukunft noch verhüllt? Und hat Euripides nicht Alles gebracht, was Hermann gebracht verlangt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Hekabe?

Kurzsichtig und prosaisch zugleich ist die Auffassung des Zieles, die Hermann im Obigen angenommen hat. Wenden wir uns nunmehr zu der Art und Weise, wie der nämliche Gelehrte den Plan der Hekabe betrachtet. Natürlich mußte ihm, ich wiederhole es, dieser Plan verfehlt erscheinen, nachdem er das Euripideïsche Ziel nicht capirt hatte. Wie drückt er sich über diesen Punkt, der nicht unbedeutend ist, aus? Er giebt zuerst eine Charakteristik des Euripides, wie wir sie schon anderwärts genugsam beleuchtet haben, mit den Worten schließend: „So scheint es denn, „daß Euripides häufig seinem Naturell nachgegeben und auf die „Mehrzahl der Leute, die an der gemeinen Alltäglichkeit zu kleben „pflegen, eine allzu große Rücksicht genommen hat, die ihn, um „den Beifall und das Lob dieser Leute zu erlangen, dahin führte, „daß er viele seiner Stücke mit tadelnswerther Nachlässigkeit an„legte. Dabei könne es sein, daß er die besseren Wege eingesehen, „aber sie nicht befolgt habe, weil er die Beobachtung gemacht, „daß diese Leute die schlechteren Wege sich gefallen ließen, oder „wohl gar ein größeres Wohlgefallen an denselben hätten" (S. XV). Darauf sagt Hermann stracks: „Ein klassisches Beispiel sol„cher Fehlwege bietet uns die Hekabe. Dieses Drama, „wie Jedermann sieht, begreift in sich die Stoffe für zwei Tra„gödien, Stoffe, die zeitlich, aber nicht sachlich zusammenhängen. „Die Schlachtung der Polyxene nämlich hat nichts gemein mit

„der Mordthat des Polymestor: der eine Vorfall hat weder eine „Verbindung mit dem anderen Vorfalle, noch sind beide Vorfälle „dergestalt aus einer einzigen Wurzel entsprungen, daß man sich „den einen nicht ohne den andern als geschehen denken könnte.“ Sehr richtig, aber die ganze Bemerkung ruht auf falscher Voraussetzung. Darauf sagt der berühmte Kritiker, Euripides habe dieß sehr wohl gemerkt, und deßhalb habe der Schatten des Polydoros herhalten müssen, um die Lücken im Zusammenhange auszustopfen. Für so wichtig nämlich hält Hermann den Prolog!

Im Weiteren räumt er dann ein, daß der erste Theil, welcher das Schicksal der Polyxene behandle, für sich allein eine ganz vortreffliche Tragödie abgebe, den Chorgesang ausgenommen, welcher diesen ersten Theil abschließe und über das traurige Loos von Mutter und Tochter nichts beibringe, sondern nur von dem Schicksale der in die Sklaverei fortgeschleppten Chorfrauen handle, und dieß noch dazu ziemlich frostig. Um jedoch den ersten Theil allein hinzustellen, der eine vortrefflich angelegte und wohlausgeführte Tragödie abgebe, sei dem Dichter das Werk zu kurz gewesen. Euripides hätte daher durch neue Erfindungen die nöthige Länge herausbringen sollen, durch gute Erfindungen nämlich! Das habe jedoch der Dichter nicht gethan, sondern, um die Wahrheit zu sagen, die erste wohlgelungene Tragödie durch eine zweite zugestutzt, die zwar eine Tragödie heiße, aber außer dem Namen und den Versen ganz und gar nichts Tragisches an sich trage (S. XVI).

Ueber den Punkt, daß Euripides die erste zu kurz ausgefallene Tragödie durch neue gute Erfindungen zur richtigen Länge hätte ausspinnen sollen, werde ich weiter unten den trefflichen Aesthetiker J. A. Hartung, zur Freude der Leser, reden lassen. Ich berühre vorerst noch in aller Kürze, was Hermann an der zweiten angeblichen Aftertragödie auszusetzen hat. Er sagt (S. XVII) kurzweg, dieser zweite Theil der Hekabe beschäftige sich einzig und allein mit der Rache am Polymestor, aber veranlasse die Zuschauer weder zu Furcht und Mitleid, noch entfalte sie überhaupt irgend etwas Erhebendes. Nach diesem Ausspruch geht er weiter auf den jämmerlichen Inhalt des zweiten Theiles ein; Polymestor sei

ein elender Wicht, seine Bestrafung viel zu schrecklich und grausam. Denn „Hekabe handle zwar nicht ungerecht“ (wirklich? muß man da Hermann fragen), „wenn sie auf Rache sinne; aber „daß dem ruchlosen Wütherich die Augen ausgestochen und zugleich „die schuldlosen Söhne des Königs niedergemetzelt werden, und „zwar durch die Hand von Frauen, das ist eine scheußliche That, „eine That, würdig der ersten besten wilden Bestie. Nur der „gemeine Pöbel könne sich durch den Anblick solcher Scheußlich„keiten rühren lassen; denn insbesondere der Anblick sei es, der „dem großen Haufen die Haut schaudern mache. Ferner beweise „sich Polymestor, nach der an ihm vollzogenen Rache, als einen „unverbesserlichen Bösewicht; der ganze zweite Theil, sammt den „Personen des Polymestor und der Hekabe, zeige nichts als Schmäh„liches, Scheußliches, Grausames, Unmenschliches, so daß man „(S. XVIII) beinahe auf die Vermuthung kommen sollte, Euri„pides habe auch das Verabscheuenswerthe für tragisch „angesehen! Genug, an der zweiten Hälfte sei kein guter Fleck, „man müßte denn allenfalls die disputatorischen Reden der Hekabe „und des Polymestor als leidlich hinnehmen; der Dichter habe „dem rohen Haufen (rudi populo), dem Geschmacke der Menge, „sich angeschmiegt, und durch die Hinzufügung dieser zweiten Hand„lung die ganze Hekuba zu einem vollkommen ungeheuerlichen „(plane monstruosa fabula) Stücke gemacht.“ Das ist wenigstens deutlich gesprochen.

Hermanns Ansicht, daß auch der zweite Theil, die Ermordung des Polydoros und die Bestrafung des Polymestor enthaltend, ein für eine besondere Tragödie genügender Stoff gewesen sein würde, und die flüchtige Begründung der Art und Weise, wie Euripides vielleicht diesen Stoff hätte geschickt verarbeiten können, lassen wir stillschweigend zur Seite. Auch halte ich es für überflüssig, mich weiter über die Wirkung zu verbreiten, welche die Rache am Polymestor auf die Zuschauer ausgeübt oder nicht ausgeübt. Ich will nur ein Wort über die Furchtbarkeit der genommenen Rache einschalten. Der berühmte Kritiker sagt also, scheußlich sei die Rache gewesen, und bemerkt später (S. XXV), „die genommene Strafe sei nicht einmal gerecht ge-

„wesen; denn die Hinterlist werde mit Hinterlist vergolten, die „Grausamkeit mit Grausamkeit abgefertigt, die schreckliche That „mit einer schrecklichen That gerochen, und noch dazu mit einer „That, die weit entsetzlicher und unmenschlicher dastehe.“ In Betreff des Uebermaßes der Strafe wollen wir denn unserem Hermann nicht ganz Unrecht geben. Aber sagen wir immerhin: was die Hekabe aus empörter Seele gethan hat, das war etwas Rechtes! Werfen wir einmal einen Blick auf die Hohenstaufischen Kaiser deutscher Nation. Welche Grausamkeiten haben diese Fürsten, unter ihnen namentlich der zweite Friedrich, in Italien nicht ausgeübt? Wie viele Große und Edle haben sie nicht, wegen Abfalls oder auch blos deswegen, weil sie des Abfalls verdächtig waren, ja, auch wegen einer verhältnißmäßig geringen Schuld auf die schmählichste Weise hingerichtet, in Gefangenschaft ermordet, gebraten, geblendet, verstümmelt? Und nicht die Väter allein, auch die Söhne und Vettern haben diese deutschen Fürsten mit gleicher unmenschlicher Erbitterung gemartert und getödtet, um die gefährlichen Geschlechter, die von ihrer ehrgeizigen Selbstsucht gefürchtet wurden, mit Wurzel und Stiel auszurotten! Was aber Christen in neueren Zeiten gethan (denn für Christen müssen wir doch diese Kaiser ansehen), das sollten alte Heiden nicht haben thun dürfen, ohne daß wir uns heutzutag davor ekeln? Das hätte einen besonderen Schandfleck auf die altgriechische Nation geworfen? Doch was sage ich? Von den alten Griechen ist hier durchaus nicht die Rede, mögen sie anderwärts auch nicht die besten Vettern gewesen sein, wenn sie Verrath, Tücke, Mord zu bestrafen hatten. Hier, in der Hekabe, ist von dem Barbaren Polymestor, einem Thraker, ferner von einer Troerin oder Asiatin, die sich rächt, die Rede. Und noch dazu sind die Vorfälle, die hier zur Sprache kommen, aus urgrauer Zeit, aus mythischer Epoche! Ich denke, man darf hier Einsicht und Nachsicht haben.

Gehe ich nun über zu dem Vorschlage, welchen Gottfried Hermann gemacht hat, den ersten Theil der Hekabe, der ihm so gelungen erschienen ist, durch geschickte Fortsetzung ebenso glücklich zur genügenden Länge einer Tragödie auszustrecken. Die beste Antwort auf diese für den Euripides gar so spät gekommene

Belehrung hat J. A. Hartung ertheilt: lassen wir ihn selbst reden und den Vorschlag, wie er es verdient, ironisch und bitter ausmalen. Auch Hartung ist der nämlichen Ansicht, die ich oben, Hermann gegenüber, kurzen Wortes erwähnt habe, daß es in unsern Tagen schwerlich schon an der Zeit sei, über die antiken Meisterwerke, soweit wir wirkliche Meister des Alterthums vor uns haben, dergestalt zu Gericht zu sitzen, daß wir sie frischweg loben oder tadeln. Er bemerkt nämlich ganz richtig: „Wie sehr wir nämlich alle noch gegenwärtig Ursache haben, gegenüber den antiken Dichtungen den bescheidenen Standpunkt der Lernbegierigen festzuhalten und des Richtens uns zu enthalten, davon kann uns die Betrachtung der vielen schiefen Urtheile, welche über diese Tragödie gefällt worden sind, überzeugen. Diese schiefen Urtheile haben sämmtlich ihren Grund in der Gewöhnung an die Weichlichkeit, Armuth und Gefühlsseligkeit unserer Theaterstücke und in dem daher kommenden Unvermögen, zu der Großartigkeit einer Tragödie, die den Untergang eines ganzen Volkes und die Vernichtung eines großen, reichen und mächtigen Fürstenhauses zum Thema hat, sich zu erheben. Diese Betrachtung, sage ich, kann uns mit Beschämung überzeugen, daß wir noch keineswegs die Leute dazu sind, um Schöpfungen der ersten Dichter des Alterthums, Schöpfungen, welche vom Alterthume bewundert und hochgehalten worden sind, zu meistern.“ Mit diesen Worten zielt Hartung (er schrieb dieß im J. 1850) auch auf Hermann. Dann fährt er in Betreff des gedachten Hermann'schen Vorschlages fort:

„Ein neuerer Dichter hätte freilich an der Opferung der Polyxene, als Stoff zu seiner Tragödie, vollkommen genug gehabt. Um sodann diesem Stoffe die rechte Würze zu geben für den Gaumen seines Publikums, hätte ein Liebhaber herbei gemußt, und der hätte sich leicht beschaffen lassen. Denn Polyxene war, wie wir hören, ein schönes Mädchen, und von vielen Prinzen umworben. Von diesen hätte einer sich einfinden müssen, welcher früher von dem reichen Fürsten Priamos verschmäht, edelmüthig genug, die Verarmte noch ebenso feurig liebte und jetzt in sein Haus als Braut zu führen begehrte. Dieser hätte gegen Odysseus den Degen ziehen müssen; weil er ihn aber wieder einstecken

mußte, indem Polyxene kein Blut sehen wollte, dann auf ihrem Grabe sich erstechen müssen."

Nach dieser Ironie in Betreff des ersten Theiles bemerkt Hartung rücksichtlich des zweiten: „Aus dem übrigen Stoffe wäre sodann eine zweite Tragödie zu machen gewesen, doch mußten die Sachen ganz anders angelegt werden, als Euripides sie eingerichtet hat. Der Geist Polydors konnte immerhin auftreten: denn wenn wir auch nicht mehr an Geister glauben, so fürchten wir uns doch vor Geistern, und des Polydoros Erscheinung konnte die Voraugenlegung der lange im Wasser und in der Witterung gelegenen Leiche, was doch immer ein widerwärtiger Anblick ist, entbehrlich machen. Dann mußte die Rache am Polymestor nicht weiter als bis zu dessen lebenslänglicher Einkerkerung oder Verweisung auf eine wüste Insel gehen, und diese Bestrafung war lediglich durch Agamemnon zu bewerkstelligen. Denn Frauenzimmer, ordentliche, haben keine Galle und dürfen nie eigentlich böse werden. Lächeln müssen sie, wie die Chinesinnen auf dem Gothaer Kabinet, und weinen dürfen sie, Nota bene wenn sie jung und schön sind — denn wer kennt nicht den Reiz der Thränen in einem schönen Auge! — und wenn alle Stricke reißen, dürfen sie in Ohnmacht fallen; — — daß sie aber Heldinnen seien, begehren wir nicht; sie könnten uns ja sonst beschämen! Und die Zeiten, wo eine liebliche Chriemhilde, durch den Schmerz über fortwährende grausame Kränkung, in eine rachsüchtige Frau verwandelt wird, deren Grimm nicht eher zu sättigen ist, als bis sie dem Mörder ihres Mannes eigenhändig den Kopf abschlägt, diese Zeiten, meinen wir, sind lange vorüber. Zwar lehrt uns die Erfahrung, daß noch heutzutage die zartesten Herzen durch dieselben Anlässe in die rachsüchtigsten verwandelt werden können, wenn auch diese Rachsucht nicht eben auf gewaltsame Ermordung und Blendung der Feinde gerichtet sein wird; aber es giebt andere stillere Mittel, welche oft nur desto grausamer sind, je raffinirter und heimlicher sie eingerichtet werden. Das lehrt uns die Erfahrung; allein die Damen wollen nicht einmal in Romanen über sich die Wahrheit finden, geschweige im Theater vor Augen gelegt erblicken, und wir fügen uns ihnen hierin um so lieber

als auch uns die Täuschung süß ist. Und darum darf das, was wir nicht sehen wollen, auch nicht vorhanden sein, und nehmen wir esden Dichtern übel, wenn sie so etwas darstellen. Damit man [namentlich also auch Hermann] aber nicht glaube, daß Euripides allein so etwas gedichtet habe, denke man an die Bluthochzeiten der Danaïden in Argos und der Frauen auf Lemnos, welche doch wohl schwerlich ohne die Dichter bekannt geworden wären, wenn sie nicht gar denselben ihre derartige Gestaltung ganz allein verdanken."

Nach dieser ausgezeichneten Vertheidigung des kühnen Verfahrens, welches Hekabe als Weib gegen einen ruchlosen Verbrecher in unserem Trauerspiele eingeschlagen hat, gebraucht Hartung die Waffen der Ironie gegen unsere Stubengelehrten für weitere Dinge. „Um jedoch," sagt er, „zur Anlegung unseres Stücks zurückzukehren, so würde — ein neuerer Dichter nicht der Hekabe, sondern der Kassandra Thränen zur Erweichung des Herzens Agamemnons verwendet haben. Denn die Thränen eines alten Weibes haben nichts Anziehendes, und die Gefühle einer Mutter finden in unsern Theatern nicht halb so viel Wahlverwandtschaft, als die Gefühle eines liebenden oder geliebten Mädchens. Und dann, wie interessant könnte die blasse Schwärmerin in solcher Lage von einer jungen begabten Spielerin dargestellt werden! Und sehr interessant muß das Wesen dieser Schwärmerin (der Kassandra) gewesen sein, durch welches Agamemnon so völlig bezaubert war, daß sein Amtsdiener Talthybios über die unglaubliche Bethörung den Kopf schüttelt."

„Kassandra mußte daher zu einer Hauptperson gemacht werden, so zwar, daß die Mutter nur durch sie den Agamemnon bearbeitete. Welcher kluge Dichter überhaupt wird ein altes Weib zur Heldin einer Tragödie machen, deren Tod weder ihr selbst viel am Leben raubt, noch bei den Zuschauern ein großes Bedauern erregen kann, und in keiner Weise ein Verlust zu nennen ist, wenn Mann und Kinder ihr vorangestorben sind? Und wer wird ferner mit der gelungenen Ausführung einer Rachethat seine Tragödie schließen wollen, die ja gerade das Gegentheil von Furcht und Mitleid erregen muß?

Darum durfte auch die Bestrafung Polymestor's nicht zur Hauptsache gemacht werden, und mußte das Stück mit dem Tode der Kassandra in Argos schließen, welcher Tod von dem Tode des Agamemnon füglich getrennt werden konnte."

„Man lese," schließt Hartung, „die neueren Beurtheilungen unserer Tragödie, und sage dann, ob nicht derartige Wünsche und Ansichten, wie die eben dargelegten sind, in den Herzen dieser Beurtheiler gelegen und ihnen die Feder geführt haben?"

Der letzte Vorwurf fällt auf Hermann weniger. Dieser Kritiker war von dem rechten Verständniß unseres Stückes hauptsächlich deswegen abgetriftet, weil er die Segelrichtung des Euripides nicht begriff, und als er nahe daran war, sie zu begreifen, ohne nähere Prüfung von ihr absprang und sie total verwarf. Wenn aber Hermann einmal etwas verworfen hatte, so pflegte es für allemal zu gelten, und selbst alle neun Musen würden ihn nicht von einer vorgefaßten Meinung abzubringen im Stande gewesen sein. Ein solcher Charakter muß es sich denn auch gefallen lassen, von der Nachwelt auf das strengste abgewiesen zu werden, um so strenger, als er sich geradezu geflissentlich, gegen sein besseres Wissen, häufig der Wahrheit verschloß, gewöhnlich nur aus dem Grunde, um Recht zu behalten.

Noch ein Wort von Hartung über den Abschluß unserer Tragödie. In Bezug auf letzteren sagt er: „— — anders ist das Verhältniß, wenn ein Verbündeter der Sieger, sei es aus Gunstbuhlerei oder aus Habsucht oder aus was immer für einem Grunde, einen solchen Mord vollbringt, den vielleicht die Sieger selbst nicht billigen, so daß den Angehörigen des Ermordeten vielleicht einer der Sieger selbst, sei es aus Mitleid oder aus Gerechtigkeitsgefühl oder aus Dankbarkeit für früher gebrachte Opfer oder aus allen drei Gründen zugleich, zur Vollziehung der Rache die Hand bieten kann, einer Rache, welche nicht allein vom Schmerze der Gekränkten, sondern auch von der Gerechtigkeit, durch welche die bürgerliche Gesellschaft besteht, und von der Pflicht gefordert wird, indem die Seele des Gemordeten anders nicht zur Ruhe gelangen kann. Dieses ist der Fall der Hekabe. Die unweigerliche und hochherzige Aufopferung ihrer einen Tochter mußte

ihr nothwendig einige Gunst bei dem Heere gewinnen; durch die Hingebung der andern hat sie sich dem Feldherrn verpflichtet, von welchem sie schon bisher immer ausgezeichnet und keineswegs wie eine Sklavin gehalten worden ist: endlich ist ihr auch der einflußreichste Volksführer der Griechen (Odysseus) noch den Dank für einstige Lebensrettung schuldig, und wenn er diesen Dank zwar auf Kosten seiner Gunst bei dem Volke so wenig wie Agamemnon entrichten wollte, so wird er ihn desto lieber da abzahlen wollen, wo er ihm so wenig kostet: wenn er nämlich weiter nichts zu thun hat, als den Agamemnon in der Beschwichtigung etwaniger Aufregung des Heeres bei der Kunde von Polymestor's Ermordung zu unterstützen. Unter diesen Umständen konnte diese Tragödie einen heiteren Ausgang nehmen. Der Dichter brauchte bei den fortgesetzten Schlägen, welche seiner Heldin und ihrer Umgebung zugefügt werden, damit sie nicht blos wie ein getretener Wurm vor unseren Augen sich krümme, sich nicht damit zu begnügen, daß er auf die in schwarzem Gewölke wie ein Gewitter heranziehende Bestrafung der übermüthigen und bethörten Sieger hindeutete. Denn er konnte die Getretene sich aufrichten, ihren Feind tödtlich verwunden und das Stück mit der Bestrafung des Bösewichtes endigen lassen. Zweitens gab dieses Sachverhältniß Gelegenheit, auch den Griechenfeldherrn thätig auftreten zu lassen, nachdem der andere Häuptling der Feinde, Odysseus, bereits zur Abführung der Polyxene herbeigezogen worden war, damit die Eroberer Ilions nicht blos durch ihren Herold Talthybios vertreten würden, auch keine Episode nöthig wäre, um denselben zu anderweitiger Entfaltung ihres Wesens Raum zu geben."

Aus diesen Sätzen Hartungs möchten wir den einen Satz beschränken: daß „diese Tragödie einen heiteren Ausgang nehme." Das ist hier nicht schlechtweg der Fall. Wenn die Gerechtigkeit über das Böse triumphirt hat, so sind wir zwar in einem wichtigen Punkte befriedigt, aber „heiter" sind wir deßhalb noch lange nicht. Denn welcher edle Mensch fühlt in sich eine heitere Stimmung, wenn er einen Mitmenschen, wie ruchlos auch derselbe gehandelt habe, abgestraft sieht? Im Gegentheil, die grausame Rache an Polymestor versetzt uns, so gerecht sie ist, in eine

trübe Stimmung, von der ich sagen möchte, daß sie mit dem tragischen Elemente der Tragödie harmonirt. Warum? Aus reinmenschlichen Ursachen: ein Punkt, worin sich der Grieche wohl schwerlich von uns unterschieden hat! Dazu kommt, daß der halbwegs günstige Eindruck, welchen die Handhabung der Gerechtigkeit in uns hervorgerufen hat, so ziemlich wieder aufgehoben wird durch die hämischen Prophezeiungen völligen Unterganges, welche der bestrafte Polymestor vorbringt, und die unsere Tragödie bis auf den letzten Moment der Handlung begleiten. Denn dieser Blick in die Zukunft, am Schlusse des Ganzen, ist nicht umsonst da. Verkehrte Deutungen neuerer Kritiker widerlegen sich, nach dem Gesagten, von selbst. Der Schluß der Hekabe ist gerade so beschaffen, wie der Ausgang mehrerer anderer zur Nachwelt gekommener Tragödien; was man aber dort für gut erachtet, muß man hier nicht verwerfen.

Die allgemeine Anlage des vorliegenden Stücks beurtheilt Hartung in der nämlichen Weise, wie ich sie im obigen ersten Abschnitte beurtheilt habe. Er sagt nämlich: „Der Dichter hat mit so weiser Oekonomie aus einem Gewühle von Personen und Ereignissen, welche zu dem ergriffenen Stoffe gehörten, einzelne, aber die bedeutendsten, gleichsam als Repräsentanten aller übrigen herausgehoben, und selbst auch diese wiederum von allen nicht wesentlichen Anhängseln losgeschält, aber sodann dieses in solcher Einfachheit Ergriffene gründlich entfaltet und zu vollständiger Klarheit und Durchsichtigkeit veranschaulicht."

Doch genug für diejenigen, die in künftigen Tagen das Talent haben werden, um theils die Irrthümer seitheriger Beurtheiler, die Einseitigkeiten und Mißgriffe der Vorgänger einzusehen, theils die Hekabe unseres Dichters in rechter Weise zu würdigen und den im Obigen gemachten Versuch, das Werk vor Mißverständniß zu retten, durch neue Hülfsmittel zu vervollständigen. Die seitherige Verkennung ist neuerdings ohne allen Zweifel vornehmlich von August Wilhelm Schlegel ausgegangen, einem geistreichen Manne, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, vermöge seiner Belesenheit und seiner vielseitigen Sprachkenntnisse, als einen vorzüglichen Kritiker sich hervorgethan hat. Was ihm jedoch fehlte,

war die Lessing'sche Gewissenhaftigkeit und Strenge, gepaart mit wahrer Freiheit der Gesinnung. Lessing schrieb und urtheilte über nichts, was er nicht genau kannte, und wovon er sich nicht getreue Rechenschaft ablegen konnte. Nicht so genau nahm es unser Schlegel. Um Alles vor seinen Richterstuhl ziehen zu können, verfuhr er nicht selten flüchtig. Seine Urtheile über Euripides insbesondere haben keinen gediegenen Hintergrund. Er war offenbar über diesen damals wenig gelesenen Dichter leicht hingeglitten und hatte ihn eines allgemeinen Ueberblicks nur deswegen gewürdigt, um ihn nicht aus der Reihe seiner Beurtheilungen weglassen zu müssen. Sorgfältig gelesen hatte er die neunzehn Stücke desselben nimmermehr: das beweisen seine didaktorischen, verächtlichen, pikanten Aussprüche über den Dichter im Allgemeinen, über die einzelnen Stücke desselben in den meisten Fällen. Die mit ästhetischen Prinzipien unbekannten Philologen sprachen ihm einfach nach. Und so machte sich denn augenscheinlich auch Gottfried Hermann von Schlegels Urtheilen frühzeitig abhängig, nachdem er selbst sich bereits, angesichts des Aeschylos und Sophokles, ein schlechtes Bild von Euripides entworfen hatte, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Alles wahr sei, was seit Aristophanes über den dritten attischen Tragöden ausgesprochen worden war. Zu einer selbstständigen Prüfung fühlte er sich um so weniger angeregt, als seine ästhetischen Anschauungen sehr trübe waren; so kam es, daß er zuletzt nur wenige Lichtblicke hatte, das heißt, nur manchmal das Wahre erkannte.

Wie äußert sich nun Schlegel über unsere Hekabe? Zunächst sehr wegwerfend. Denn nachdem er ein anderes Stück des Euripides, die „Troerinnen", eine Tragödie von ähnlichem Inhalte, wie die Hekabe, mit etlichen Strichen durchgenommen, dieß und das gelobt, dieß und das getadelt oder doch angezweifelt, beginnt er in jenem zuversichtlichen und übermüthigen Tone, den er sich gegen den dritten Tragöden angewöhnt hatte, als ob er sein Meister sei, folgendermaßen sich auszulassen: „Es war dem Euripides noch nicht genug, die Hekabe ein ganzes Stück hindurch (die „Troerinnen") sich verhüllt im Staube wälzen und winseln zu lassen: er hat sie in einer andern Tragödie, die von ihr den Namen

führt, ebenso als stehende Hauptfigur des Jammers angebracht.“ Man sieht durchaus nicht ein, welches Recht, welche Veranlassung Schlegel hatte, so salop über ein Werk des Euripides zu reden, von welchem er kurz vorher das Gegentheil ausgesagt. Seine Schätzung der „Troerinnen“ nämlich hat er mit den Worten eingeleitet: „Solche Gemälde allgemeinen Jammers, des Sturzes blühender Geschlechter und Staaten aus der größten Herrlichkeit in die tiefste Noth, ja in gänzliche Vernichtung, wie das in den „Troerinnen“ aufgestellte, mochten dem Euripides vom Aristoteles den Namen des tragischen Dichters (soll heißen: „des am meisten tragischen Dichters“) verdienen.“ Doch lassen wir diesen in einem solchen unwürdigen Tone gehaltenen Widerspruch bei Seite und hören, was er über die Hekabe beizubringen hat. „Die beiden Handlungen dieses Stücks“, sagt er, „die Opferung der Polyxene und die Rache am Polymestor wegen Ermordung Polydors, haben nichts mit einander gemein, außer ihrer Beziehung auf die Hekabe“. Wir bemerken hier dazwischen, daß in diesem zweiten Satze sowohl als in dem ersten, gleichsam unbewußt, auf die Hekabe als die Hauptperson des Drama's mit dürren Worten hingewiesen ist. Und gleichwohl hat weder Schlegel noch seine Nachrednerschaft wahrgenommen, welche Bedeutung diese Hinweisung für das Verständniß des Stückes in sich schließt. Im Gegentheil, Schlegel witzelt darüber.

Der letztere fährt dann fort: „Die erste Hälfte hat große Schönheiten von der Art, wie sie dem Euripides vorzüglich gelingen. Bilder zarter Jugend, weiblicher Unschuld und edelmüthiger Ergebung in einen frühen gewaltsamen Tod. Ein Menschenopfer, der Triumph des barbarischen Aberglaubens, wird dargestellt, als mit jenem Hellenismus der Gesinnung vollbracht, erlitten und angeschaut, welcher bei den Griechen so frühzeitig die Abschaffung der Menschenopfer bewirkte.

Wie aber sieht es um die zweite Hälfte aus? „Aber die zweite Hälfte zerstört diese sanfteren Rührungen auf eine höchst widerwärtige Art. Sie ist angefüllt mit der rachsüchtigen Hinterlist der Hekabe (!), dem blödsinnigen Geiz des Polymestor und

der dürftigen Politik Agamemnons (wozu, fragt man, sollte Agamemnons Politik minder dürftig sein?), der den Thrakischen König nicht selbst zur Verantwortung zu ziehen wagt (es war, muß man da einwenden, gar nicht Agamemnons Sache!), aber ihn den kriegsgefangenen Weibern in die Hände spielt (das thut Agamemnon mit nichten!). Auch paßt es gar nicht, daß Hekabe, bejahrt, kraftlos und in Jammer versunken, nachher so viel Gegenwart des Geistes bei Ausübung ihrer Rache, und eine solche Fertigkeit der Zunge in ihrer Anklage und den Spöttereien (?) gegen den Polymestor zeigt." So weit Schlegel; sein letzter Satz ist der lahmste; doch enthalten wir uns, nach der obigen Auseinandersetzung, des Eingehens auf die von ihm flüchtig aufgerafften Einzelnheiten. Eins nur ist deutlich: sein klares Echo in allen diesen Punkten ist Gottfried Hermann gewesen, wir dürfen sagen sein verstärktes Echo.

Frei von einer solchen Nachbeterei Schlegels ist auch der neueste Literaturhistoriker der Griechen nicht völlig. Doch hat sich G. Bernhardy, der auf J. A. Hartung gefolgt ist und im J. 1859 schrieb, mit größerer Umsicht und Mäßigung zu unserem Drama verhalten, als Schlegel und Hermann, namentlich in Betreff der sogenannten zweiten Hälfte unseres Stücks. Ich unterlasse nicht, mit wahrer Freude den richtigen Treffer anzuerkennen, welchen Bernhardy nach dieser Seite hin gethan hat. Seine kritische Uebersicht des vorliegenden Trauerspiels lautet wörtlich: „Die Hekabe, ein Stück von mäßigem Werth, wie es scheint, nicht vor Olymp. 88 aufgeführt. Der Mittelpunkt des verschiedenartigen Stoffs ist das Unglück der Hekabe". Also auch Bernhardy kommt der Wahrheit dessen, was Euripides darzustellen beabsichtigt hat, sehr nahe, indem er den letzten Satz ausspricht. „Nach dem Fall Troja's," knüpft er an, „verliert Hekabe durch ein grausames Geschick ihre Tochter, die schöne Polyxene, und noch unerwarteter ihren jüngsten Sohn (Polydoros), es gelingt ihr aber, mit eigener Hand an dem barbarischen Mörder (dem Polymestor) sich zu rächen. Der Vortrag ist korrekt, einfach und natürlich, aber dem prosaischen Ton verwandt, den man auch aus den mehrfachen Wechselreden vernimmt; die schwunghaften Partien

sind von Rhetorik und Beredtsamkeit der Kontroversen erfüllt und sogar verwässert, und nicht einmal das Melos glänzt in Form oder Gedanken. Die Charakteristik bleibt großentheils oberflächlich, auch wird sie durch das Uebergewicht der Rede geschwächt, die Männer erscheinen winzig unb selbst plebejisch, alles Interesse und was sonst rühren kann, liegt dagegen in den weiblichen Charakteren, und nur die Zeichnung der Frauen, das Pathos der Hekabe und Polyxene, woran mancher schöne Zug sich knüpft, verräth einigen Fleiß. Aber die Oekonomie würde völlig kunstlos sein und auf ebener Bahn verlaufen, wenn nicht Euripides wie häufig zwei von einander getrennte Themen, den rührenden Tod der Königstochter und die Rache der Königin für ihren treulos erschlagenen Sohn Polydor, zum Intriguenstück verschmolzen und das Band zwischen beiden aus einem bedeutsamen Zufall geflochten hätte; dieser erhält den Anschein einer göttlichen Fügung, und die Handlung kommt mindestens zur äußerlichen Einheit. Die Gerechtigkeit straft wunderbar den Verbrecher, indem sie schwache Hände stärkt, und sie verklärt den über alles Leid erhabenen sittlichen Muth; so tritt ein beruhigendes Motiv in die Kette des ununterbrochenen Unglücks und mildert ein wenig den trüben Eindruck des passiven Leides, welches Frauen ergreift und nur den Grundton eines herben Schicksals zurückläßt. Die Chorlieder sind gering an Umfang und ihr Inhalt meistentheils malerisch. Eine fast treue Uebersetzung war des Ennius Hecuba. Diese vielgelesene Tragödie hat sich in großer Reinheit erhalten, und ist ungeachtet der Menge der Manuskripte mehr interpolirt, zum Theil mit schwachen Versen vermehrt, als verderbt worden."

So weit unser Bernhardy, dessen Ansichten in Betreff dieses Stücks weniger als sonst bei andern seiner Kritiken des Euripides zu schelten sein möchten. In wie fern ich von ihm abweiche, will ich in der Kürze bezeichnen. Zu dem vorletzten Satze, daß Ennius die griechische Hekabe „fast treu" übersetzt habe, bemerke ich erstlich, daß wir nicht wissen können, ob Ennius „fast treu" übersetzt hat, weil diese seine „Uebersetzung" verloren gegangen ist. Zweitens ersehen wir aus den wenigen Fragmenten

der lateinischen Hecuba, daß er keineswegs „fast treu“ übersetzt zu haben scheint; wie denn die Uebersetzungen der Römer, bis zur klassischen Zeit des Augustus, einzelne Thorheiten ausgenommen, die dieser oder jener Latinisirer begangen hat, durchweg so beschaffen sind, daß wir den Kunstnamen „Uebersetzung“ oder den Begriff, den wir Deutsche von Uebersetzung gewonnen haben, auf diese römischen Produkte nicht mit Grund anwenden dürfen. Die Römer haben, bis zur Blüthe ihrer Literatur, im Wesentlichen nur die ausgewählten griechischen Vorbilder nachgeahmt, nämlich nach Sinn und Inhalt ausgeschöpft und frei vorgetragen; auf ihrem Standpunkte ein ganz richtiges Verfahren. Sie thaten, was sie bei den Hülfsmitteln ihrer Sprache thun konnten.

Zu dem letzten Satze Bernhardy's bemerke ich, daß wir in jüngster Zeit (1867—1869) eine epochemachende Rezension der sämmtlichen attischen Dichter, die zahlreichen Fragmente nicht ausgenommen, dem Prof. Wilhelm Dindorf in Leipzig zu verdanken haben. Das Corpus Scenicorum Graecorum dieses genialen Mannes, in fünfter Auflage gesichtet und mit jenem sprüchwörtlich gewordenen deutschen Fleiße durchprüft, erwogen und gesammelt, ist ein Werk, wie es der Welt nicht alle Jahrhunderte vorgelegt wird. Die deutsche Nation insbesondere darf stolz darauf sein, daß Wilhelm Dindorf einer der Ihrigen ist und einen neuen Beweis davon gegeben hat, daß wir Deutsche noch immer an der Spitze der antiken philologischen Wissenschaft, angesichts aller übrigen kultivirten Völker der Erde, stehen. Eine solche Grundlage eines solchen Schatzes konnte auch nur ein Deutscher herstellen, und ein Deutscher wiederum nur von der Kraft und Thätigkeit eines Mannes, wie Dindorf, der fast ein halbes Jahrhundert auf dieses erhabene Ziel verwendet hat.

Ich konnte daher für die Verdeutschung der Hekabe keinen andern Urtext wählen, als den von W. Dindorf. Ich habe mich demselben genau und sorgfältig angeschlossen, wie ich deswegen ausdrücklich bemerke, damit mir nicht irgend ein philologischer Rezensent oder Leser wieder einmal gelegentlich einen falschen Text unterschiebe, um sich das Vergnügen machen zu können, mir hier und da Sinnfehler in der Verdeutschung aufzustechen. Der

Gebrannte fürchtet sich nämlich des Feuers; denn im J. 1837 hat ein kleiner Philolog, Namens Schöll, dieses Mittelchen gegen mich in Betreff der „Iphigenie auf Tauris“ angewendet, und als ich dagegen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung offenen und entschiedenen Widerspruch eingelegt hatte, auf den schönen und eines rein menschlichen Kunstphilologen würdigen Grundsatz sich gesteift: si fecisti nega! Darauf schwieg ich beruhigt.

Doch genug von diesen Charakterzügen deutschen Gelehrtenthums, denen man rechts und links begegnet; man fürchtet sich zuletzt nicht mehr sonderlich vor derlei Kunstgriffen großer Geister. Sehen wir jetzt weiter zu, ob es Punkte giebt, worin wir uns mit Bernhardy nicht ganz verständigen können. Wenn er seinen im Eingange der Uebersicht aufgestellten Satz: „der Mittelpunkt des verschiedenartigen Stoffs ist das Unglück der Hekabe,“ schärfer in das Auge gefaßt und festgehalten hätte, so würde er einerseits das Beiwort „verschiedenartig“, welches er dem Stoffe giebt, nicht mit einem leichten Hauche des Tadels ausgerüstet haben, wie er es anscheinend thut. Andererseits würde er weiter unten nicht nöthig gehabt haben zu sagen: Euripides habe „das Band zwischen“ zwei von einander getrennten Themen „aus einem bedeutsamen Zufall geflochten“. Denn er hätte dann eingesehen, daß der Plan selbst, die Hekabe auf dem Gipfel ihres Jammers vorzuführen, das äußere wie innere Band bildete, welches die beiden durchaus nicht so verschiedenartigen Handlungen zusammenhielt. Der Dichter sagt deutlich genug, daß der erfolgte Sturz Troja's die übrigen Unfälle zur Folge hatte. Der Gastfreund erschlug den Gast nicht eher, als bis er den Untergang des Troïschen Herrscherhauses erfahren hatte, in der Meinung, es sei kein Rächer, vor dem er sich zu fürchten hätte, übrig geblieben. Die Mutter wurde dann dem Leichnam entgegengeführt.

Es ist eigentlich Schade, daß Euripides zu seiner Tragödie keine Anmerkungen geschrieben hat, um die deutsche kritische oder philologische Nachwelt über eine Menge Einzelnheiten zu verständigen, die im Texte zu erläutern es ihm an günstiger Gelegenheit fehlte.

Was dann Bernhardy über den „korrekten“ Vortrag des

Stücks sagt, habe ich schon anderwärts mehrfach beleuchtet: ich wiederhole, daß es bedenklich ist, ein Urtheil über die „Korrektheit“ eines antiken Meisters zu fällen. Gegen die Behauptung, daß der Vortrag „dem prosaischen Tone verwandt“ sei, läßt sich um so weniger etwas einwenden, als der wackere Literaturhistoriker keine Beispiele zum Beweise gebracht hat: einstweilen sage ich dazu ein entschiedenes „Nein“. Auf Hermanns Beurtheilung der „Wechselreden“ hätte sich Bernhardy nicht verlassen sollen. Der Leser vergleiche darüber meine Anmerkungen.

Daß Bernhardy ferner behauptet, Euripides habe die „schwunghaften Partien sogar verwässert,“ das „Melos glänze weder in Form, noch in Gedanken,“ die „Charakteristik sei großentheils oberflächlich,“ das „Uebergewicht der Rede“ trage zur „Schwächung“ der Charakteristik bei, die „Männer erschienen winzig und selbst plebejisch“: das sind Bemerkungen, die schon im ersten Abschnitt, wie ich hoffe, ihre Erledigung gefunden haben. Es ist ein schweres Mißverständniß der heutigen Kritik, von Einem Dichter und noch dazu in Einem Stücke Alles zugleich zu verlangen. Möchten die Wortführer solcher Forderungen bescheiden daran denken, gelegentlich auch ihre eigenen Haare zu zählen!

Was endlich Bernhardy von dem „Verrathen einigen Fleißes“ anmerkt, das ist nicht der rechte Ausdruck. Euripides machte kein Schulpensum, noch reichte er in der Hekabe eine Schrift ein, um sich von Bernhardy, wenn ihm die Elaboration gefiele, in Halle zum Magister machen zu lassen. Im Uebrigen bin ich, wie gesagt, die zweite Hälfte der Tragödie anlangend, mit ihm auf die schönste Weise einverstanden. Euripides wollte die Hekabe nicht blos jammernd darstellen, das ging nicht an; er mußte sie im Drama auch dramatisch handeln lassen. Doch, ich würde nur Gesagtes wiederholen, wenn ich weiter auf diesen Gegenstand einginge.

III. Ein Wort über die Einheit der Zeit und des Raums in diesem Stücke.

Bernhardy sagt in der Anmerkung zu seiner oben beurtheilten Uebersicht der Hekabe: „Auch wird die Einheit des Ortes sprungweise verletzt, wie Reiske bemerkte“. Das klingt wie ein Tadel; denn das Wort „verletzt“ bezieht sich auf etwas Unregelmäßiges. Ueber eine Verletzung der Einheit der Zeit äußert unser Literaturhistoriker nichts; und doch hätte er auch dieses Umstandes Erwähnung thun sollen. Freilich, ein begründeter Tadel liegt hier keineswegs vor, weder in Bezug auf Zeit, noch auf Ort. Auch in mehreren andern aus der Zahl der uns erhaltenen Attischen Tragödien finden wir Beispiele von der Verlegung der Scene sowohl als von der Umgehung der Zeitfristen, innerhalb welcher eine Handlung vor sich gegangen ist. Ueberhaupt aber wird seit Lessing wohl Niemand mehr behaupten, daß es ein Vorzug sei, die beiden Einheiten von Zeit und Raum einzuhalten. Es dürfte lediglich darauf ankommen, daß bei der Komposition der Dramen nicht das rechte Maß überschritten werde, und daß der Dichter die genommenen Freiheiten richtig zudecke.

Warum hätte Euripides in der Hekabe gezwungen sein sollen, die Komposition strenger zu halten, als es Aeschylos und Sophokles hier und da gethan haben? Lassen wir darüber den richtig urtheilenden Hartung reden: „Wir haben jetzt noch,“ sagt er, „über den Schauplatz der Handlung unsere Ansicht vorzutragen, eine Sache, welche den Erklärern viele Schwierigkeiten macht, weil der Dichter sie, scheint es, absichtlich in's Dunkel gehüllt hat, zufolge der Gewohnheit, über die Entfernung der Räume bei Handlungen, welche nicht auf der Bühne selbst vorgehen, die Zuschauer zu täuschen.“ „Absichtlich in's Dunkel gehüllt,“ möchte ich nicht sagen; vielmehr ist es klar, daß der Dichter deswegen kein klares Licht über diesen Punkt verbreitet hat, weil es ihm ganz überflüssig schien, die Zuschauer auf Etwas aufmerksam zu machen, was sich von selbst verstand. Hartung sagt weiter: „Von dieser Täuschung haben wir in den übrigen Tragödien schon manche

Beispiele nachgewiesen, und in der vorliegenden selbst ist ein recht auffälliges in der Herbeiholung des Thraker Polymestor enthalten. Denn kaum ist die Dienerin, welche ihn herbeirufen soll, abgegangen, die doch immer einige Stunden Weges hin und ebenso viele herwärts zurückzulegen hat, wenn auch Polymestor (was nicht gesagt ist) in einer der zunächst gelegenen Städte seinen Aufenthalt haben sollte: so sehen wir denselben, nach einem kurzen Chorgesange, auch schon wirklich auf der Bühne erscheinen." (Ein Chorgesang wie gewöhnlich verdeckt die inzwischen abgelaufene Zeit, so daß der Zuschauer über den etwanigen Anstoß hinweggleitet.) „So wird also die Einheit der Zeit mittelst einer Täuschung erhalten, während die Wirklichkeit wenigstens den Verlauf einer Nacht und eines Tages zur Ausführung gefordert hätte. Andererseits ist der Verlauf mehrerer Tage wiederum dunkel angedeutet, indem von anhaltender Ungunst der Winde und der Nothwendigkeit längeren Stillliegens der Flotte an der Stelle, wo sie gelandet ist, gesprochen wird (z. B. V. 898 u. f.). Das Nämliche nun scheint der Dichter auch hinsichtlich der Opferung der Polyxene auf dem Grabhügel Achills gethan zu haben, welche ebenfalls nicht in so kurzer Zeit vollzogen werden konnte, wenn dieser Grabhügel auf der entgegengesetzten Küste lag, und man, um zu demselben zu gelangen, über den ziemlich breiten Eingang des Hellesponts schiffen mußte, von welcher Schifffahrt doch nirgends eine Sylbe erwähnt wird. Denn der Schauplatz der auf der Bühne vorgehenden Handlungen ist die Spitze des Thrakischen Chersonesos, welches an mehr als einer Stelle deutlich gesagt ist, so daß darüber kein Zweifel obwalten kann und darf. Der Grabhügel Achills aber befand sich und befindet sich noch jetzt ganz oben auf der, der Spitze des Chersones gegenüberliegenden Küste des Troïschen Landes links vom Ausflusse des Simoïs. Darüber kann ebenfalls kein Zweifel stattfinden, weil das ganze Alterthum darüber einverstanden war. Denn Achill sagt bereits bei Homer, daß er neben seinem Patroklos begraben sein wolle, und diesen hat er auf Troïschem Boden beerdigt: ingleichen erzählt Agamemnon in der Odyssee (XXIV, 82 u. f.), daß der gemeinsame Grabhügel für den Achill und seine beiden Freunde Patroklos

und Antilochos „auf dem Küstenvorsprung am Hellespont" erhöht worden sei, dergestalt, daß er weithin den Seefahrern sichtbar wäre. Und noch Alexander der Große wußte diesen Grabhügel leicht zu finden, und hat nicht auf der diesseitigen, sondern auf der jenseitigen Phrygischen Küste den Wettlauf um denselben gehalten (Plut. Alex. c. 15, p. 672). In einer so allgemein bekannten Sache konnte der Dichter nicht willkürlich ändern; denn Denkmäler erlauben zwar willkürliche Deutung, aber keine willkürliche Versetzung". (Eine Versetzung des Grabmals konnte dem Dichter nicht im Traume beifallen.) „Folglich bleibt nichts übrig, als die Annahme, daß der Dichter auch hier der besagten Täuschung in Sachen, welche, außer dem Gesichtskreise des Dargestellten liegend, keiner gründlichen Auseinandersetzung bedurften, sich bedient habe."

„Und somit bleibt uns nur noch übrig zu zeigen, wie man sich die Vorgänge denken müsse, damit sie nicht geradezu als unmöglich erscheinen, oder wie der Dichter sich dieselben gedacht haben könne. Die Griechen waren nach der Eroberung Troja's von der Stelle, wo ihr Schiffslager aufgeschlagen war, abgesegelt, aber nicht südwärts nach Tenedos zu, sondern mehr nordwärts über den kleinen Inseln Kalydnä weg. Dort erschien den Schiffenden auf dem ragenden und weit in die See hinein sichtbaren Grabhügel Achills dessen Geist, welcher ihnen anzuhalten gebot und ein Opfer heischte. Da sie der Südspitze des Chersones näher als der Phrygischen Küste sich befanden, so legten sie auf dieser die Schiffe vor Anker. Ungünstigen Wind mußten sie ohnehin schon bisher gehabt haben, weil sie so weit nordwärts anstatt südwärts getrieben worden waren, und dieser widerwärtige Wind hemmte auch fortwährend die Weiterfahrt, bis Polyxene geopfert und bestattet war."

„Zu deren Opferung nun mußte das Heer, und zwar das ganze (V. 521 u. s. w.), über die Meerenge auf Barken hinübergeschafft werden. Diese Fahrt war nicht durch die Winde gehindert, denn sie geschah in der entgegengesetzten Richtung, als welche die Heimfahrt (nach Griechenland) zu nehmen hatte. Nach vollbrachter Opferung sind die Griechen ohne Verzug

wiederum in ihr Schiffslager zurückgekehrt, und die Leiche der Polyxene wurde mitgenommen (?), um sie mit Muße da, wo man gelagert war, zu bestatten oder der Mutter zur Bestattung zurückzugeben." (Diese Annahme scheint mir indessen weder gegründet noch nothwendig.) „Talthybios erzählt blos die Opferhandlung selbst: vom Hinwege und von allen übrigen Vorbereitungen schweigt er, sowie auch vom Herwege, und konnte er auch mit Recht schweigen, weil dieß nicht zur Sache gehörte. Ein längeres Verweilen aber des Heeres bei dem Grabhügel Achills wäre zwecklos, und dabei wäre auch weder das Auftreten des Talthybios (?), noch auch das Ab- und Zugehen Agamemnons möglich, wenn dazu jedesmal die Ueberschiffung der Meerenge erforderlich wäre. Und sodann hören wir ja auch, daß durch das Schreien des geblendeten Polymestor (V. 1090 u. f.) das ganze (?) griechische Heer (V. 1109 u. f.) in Aufruhr gebracht wird. Dasselbe mußte also bereits wieder, in sein Schiffslager zurückgekehrt, in der Nähe der auf der Bühne befindlichen Zelte gelagert sein, und hier mußte (?) auch die Leiche der Polyxene auf ihre Bestattung warten." In diesen Einzelnheiten scheint Hartung, wiewohl er in der Hauptsache recht urtheilt, zu ängstlich zu verfahren. Der Herold als solcher konnte recht wohl über das Wasser gesandt werden und dann wieder nach der Troïschen Küste zurückschiffen, wo die Leiche der Polyxene mit einem Theile des Heeres geblieben war: dann konnte Agamemnon, verwundert, daß Hekabe nicht endlich am Grabe des Achill eintreffe, ebenfalls über den Hellespont schiffen, um sie zu holen, dann aber im Lager zurückbleiben, bis die Rache am Polymestor vollstreckt war. Die spätere Bestattung beider Leichen liegt außerhalb des Rahmens unserer Tragödie, möge sie hüben oder drüben geschehen sein.

Hekabe.

Personen.

Polydoros als Geist oder Schatten, der jüngste Sohn der Hekabe.
Hekabe, des Priamos Gemahlin, frühere Königin von Troja.
Polyxene, Tochter der Hekabe.
Odysseus, König von Ithaka.
Talthybios, der Herold des Griechenheeres.
Agamemnon, der Oberfeldherr des Griechenheeres vor Troja, ein Sohn des Atreus, König von Argos.
Eine **Dienerin** der Hekabe.
Polymestor, König von Thrakien oder von dem Thrakischen Chersones, und zwei Söhne desselben (stumm).
Der **Chor,** bestehend aus kriegsgefangenen Troerfrauen, die aus den Zelten der Griechen, ihrer Gebieter, sich versammelt haben.

Scene: Die Südspitze des Thrakischen Chersones, gegenüber der Phrygischen Küste, mit dem Grabmal des Achilleus.

Zeit der Aufführung (oder Abfassung): um das Ende der 88. Olympiade (425 vor Christus).

Erster Akt.

Während in der Ferne das Zeltlager des griechischen Heeres sich zeigt, sieht man im Vordergrunde der Bühne zwei große Zelte aufgeschlagen; auf der linken Seite das Zelt der Hekabe und ihres Frauengefolgs, auf der rechten das des Agamemnon und der gefangenen Priamostochter Kassandra. Es herrscht Morgendämmerung. Vor dem Zelt der Hekabe schwebt der Geist des ermordeten Polydoros, ohne sich auf den Boden herabzulassen.

Erste Scene.

Der Schatten des Polydoros allein.

(Am Eingange des Zelts der Hekabe sich aufstellend.)

Ich steig' empor aus finsterm Schlund der Todtenwelt
Und aus des Dunkels Pforten, wo, den Göttern fern,
Der Hades seine Wohnung aufgeschlagen hat.
Polydoros bin ich, Priamos' Sohn und Hekabe's,
Der Tochter des Kisseus. Als der Sturz durch Griechenspeer
Dem Reich der Phryger dräute, hat mein Vater mich,
Von Furcht bewogen, heimlich aus dem Troerland
Fortbringen lassen, nach dem Haus des Thrakischen
Gastfreunds Polymestor, dessen Hand den besten Strich
Des Chersonesos egget, während seinem Speer
Sich beugt ein rosseliebend Volk. Mein Vater hat
Mit mir zugleich auch Haufen Goldes insgeheim
Fortbringen lassen, sorgend, daß, wenn Ilions
Ringmauern einst hinstürzten, nicht der Unterhalt
Gebräche seinen Kindern, die noch athmeten.

Ich aber war des Priamosstammes jüngster Sproß:
Weßhalb er auch mich heimlich aus dem Vaterland
Fortbringen ließ; denn weder war ich stark genug,
Der Rüstung Last zu tragen, noch der Lanze Wucht
Mit jungem Arm. So lang' des Reichs Gränzpfeiler nun
Aufrecht noch standen und des lieben Vaterlands
Burgzinnen sturmfest ragten und mit seinem Speer
Mein theurer Bruder Hektor glücklich focht, gedieh
Ich Armer unter Pflegeschutz des thrakischen
Stammholden Gastfreunds lieblich, wie ein frischer Zweig!

(Eine kurze Pause.)

Als aber Troja hingesunken, Hektor's Geist
Entflohn und meines Vaters Herd vom Schwert geschleift,
Er selbst am gottgebauten Altar gefallen war,
Vom blutbefleckten Sohn Achills dahingewürgt,
Da hat des Goldes wegen mich Unseligen
Getödtet meines Vaters Freund, und mich sodann,
Den Todten, in die schäumende Fluth der See gesenkt,
Damit er selbst als sein das Gold besitz' im Haus.
So lieg' ich bald am Strande, bald im Wogenschwall
Des Meers, umhergeschaukelt vom vielströmigen
Wettlauf der Wasser, unbeklagt und ohne Grab.
Von meinem Leichnam hab' ich jetzt mich losgetrennt,
Und schweb' um meine theure Mutter Hekabe,
Und zwar den dritten Morgen schon umweh' ich sie,
So lange just, als hier in Chersonesosflur
Bereits die Jammervolle weilt von Troja her.
Denn samt der Flotte lagert alles Griechenvolk
Am Strande dieses Thrakischen Reichs in stiller Rast:
Auftauchend über seinem Grab verbot Achill,
Der Sohn des Peleus, allem Heer aus Griechenland
Die Weiterfahrt, als selbes nach dem heimischen
Gefild das salzfluthschlagende Ruder steuerte.
Polyxene, meine Schwester, fordert er zuvor
Als holdes Todtenopfer und als Ehrenlohn
Für seine Gruft! Und dieß Begehr wird ihm zu Theil,

Denn seine Freunde lassen ihn nicht unbeschenkt.
Die Macht des Schicksals also reißt dahin zum Tod
Ach, meine theure Schwester noch am heut'gen Tag.

(Ein kurze Pause. Mit dumpfer Stimme:)

Zwei Leichen zweier Kinder wird die Mutter dann
Vor Augen schauen, meine Leich' und die zugleich
Der jammerseligen Tochter. Denn damit ein Grab
Zu Theil mir werde, tauch' ich im Gewässer auf
Vor einer Sklavin Füßen. Von der Unterwelt
Gebietern hab' erbeten ich's, daß eine Gruft
Mir wird, und meiner Mutter Hand die Leich' empfängt.

(Eine Pause.)

So wird denn Alles, was ich wünschte, mir erfüllt!
Doch muß ich vor der greisen Hekabe nun den Platz
Verlassen; wankend schreitet aus Agamemnons Zelt
Sie dort hervor, voll Schrecken durch mein Schattenbild.

(Der Hekabe zugekehrt:)

O Mutter, die du nach dem Glanz auf Königsthron
Den Tag der Knechtschaft schautest, welch' ein böses Loos
Erfuhrst du; wahrlich, ebenbürtig deinem Glück
In früheren Tagen: statt des einstigen Heilgeschicks
Wägt dir der Götter einer gleich Verderben zu!

(Der Schatten verschwindet.)

Zweite Scene.

Das Zelt des Agamemnon öffnet sich, und Hekabe wandelt, von Zeit zu Zeit aus Schwäche stillstehend, auf ihre dienenden Frauen gestützt, langsam über die Bühne nach ihrem Zelte hin und spricht sich in nachfolgenden einzelnen Klagestrophen aus.

Hekabe.

Erstes Anapästensystem.

(Die Dienerinnen anredend:)

Auf, führt vor das Zelt mich Greisin hinaus,
Ihr, Kinder! O führt mich stützend, ein Weib,

Das euch Mitmagd ward, Troïsche Frau'n,
Euch Herrin zuvor!
Nehmt, tragt mich und zieht mich und hebt mich und faßt
An dem greisigen Arm sanft helfend mich an!
Auch ich will fest an die Krücke der Hand
Mich stemmen, damit ich beeile den Gang
Trägschleichender säumiger Glieder.

Zweites Anapästensystem.

(Indem sie unter leidenschaftlichen Gesten stehen bleibt:)

O des Zeus Blitzstrahl, o du finstere Nacht,
Was entsetzen so tief mich Gespenster
Nachtdüsteren Spuks? O des Erdreichs Schooß,
Schwarzflügliger Träume Gebärerin du,
Ich verwünsche das nächtliche Schreckbild,

Drittes Anapästensystem.

Welches den Sohn mir zeigt, den wir nach Thrakien schickten,
Auch mir die Tochter im Traum, die geliebte Polyxene, vorführt:
Ein Gesicht voll Graus!
Auf, Götter der Schatten, beschützt mir den Sohn,
Der mir noch allein als Anker dem Haus
In des Thrakischen Reichs schneeschwellender Flur
Sein Wohndach hat und bewacht dasteht
Von des Gastfreunds sorglichem Auge!

(Man hört Gesang in der Ferne von Seiten des nahenden Chors.)

Viertes Anapästensystem.

Ein Gewitter erscheint!
Uns Klagenden naht sich ein klagendes Lied!
Noch nie war sonst mir die Brust so beklemmt
Durch Angst, durch Furcht.

(Indem sie sich umschaut:)

Auf, saget mir an, wo des Helenos Geist

Voll göttlicher Kraft, wo Kassandra verweilt,
Ihr Troïschen Frau'n,
Auf daß sie mir deuten die Träume!

Fünftes Anapästensystem.

Denn ich gewahrte des Nachts, wie ein Wolf mit blutiger Klaue
Eine gesprenkelte Hindin zerfleischte, vom eigenen Schooß mir
Wegreißend sie wild.
Dann tauchte vor mir dieß Schreckbild auf:
Die Gestalt des Achill
Trat über des Grabs Steinzinne hervor!
Sein Schatten begehrte von Troja's, ach,
Leidseligen Frau'n sich eine zum Lohn.
Von der Tochter denn nur, von der Tochter nur lenkt
Dieß Leid mir, o Himmlische, fleh' ich!

(Der Chor der gefangenen Troerinnen zieht von dem Zeltlager der Griechen heran und stellt sich während der folgenden Strophen nach hergebrachter Weise auf.)

Dritte Scene.

Der Chor. Hekabe (mit ihrem Gefolge).

Erstes Anapästensystem.

Ach, Hekabe, schnell hinschlüpft' ich zu dir
Und verließ voll Hast des Gebieters Gezelt,
Wo ich wohne, vertheilt nach Loos und Befehl
Als Sklavin, hieher aus Ilions Stadt
In die Ferne geschleift, mit der Spitze des Speers
Von dem Heer der Achäer erbeutet!

Zweites Anapästensystem.

Doch mit nichten erschein' ich, die Wolke des Grams
Dir zu scheuchen, vielmehr tiefschmerzliche Mähr
Mitbringend und dir annahend, o Weib,
Als Leidherold.

Denn es sagt das Gerücht: der versammelte Rath
Der Achäer beschloß, dein eigenes Kind
Als Opfer zum Lohn dem Achilles zu weih'n!
Sein Schatten erschien, wie vernommen du hast,
Ob der Zinne des Grabs in der güldenen Wehr,
Und gebot Stillstand dem bereits seewärts
Mit dem Linnen am Stag aufbrechenden Zug,
Lauttosenden Rufs:
„Wo segelt ihr hin, ihr Hellenen, und laßt
Mein Grab mißachtend geschenklos?“

Drittes Anapästensystem.

Da erdröhnte die Fluth wildbrausenden Streits,
Denn es theilte des Volks kampftüchtiges Heer
Zwiefältiger Rath: hier hieß es, dem Grab
Sei Opfer gebracht, dort mißfiel dieß.
Voll Eifer verfocht dein Bestes zunächst
Agamemnon, gedenk, daß die Seherin er,
Das begeisterte Weib, zur Geliebten erkor;
Dann sprachen die zwei Theseiden, Athens
Stammsprossen, getheilt in der Frage sich aus,
Doch im Endziel lief auf Eins ihr Spruch:
„Jungfräulichen Bluts zu bekränzen das Grab
Des Achilles“; denn nie, so riefen sie laut,
Nie würden das Bett der Kassandra sie mehr
Als Achills Wurflanze verehren!

Viertes Anapästensystem.

An Gewicht schier gleich war dieses Getös
Wortspitzigen Schwalls, bis der listige Fuchs,
Dolchscharfe Gesell, süßredende Schalk,
Volkschmeichelnde Wicht, des Laërtes Sohn,
Aufredet dem Heer,
Den Erhabensten all' der Achäer doch nicht
Zu verstoßen mit Schimpf, wenn es koste den Preis
Nur sklavischen Bluts!

Auf daß auch nicht ein Gestorbener je,
Hinstellend zum Thron der Persephone sich,
Ausrufe, „wie schlecht
Die Achäer voreinst den Achäern gedankt,
Den Gefallenen für das hellenische Volk,
Als das Heer siegreich
Heimzog von der Troer Gefilden!“

Fünftes Anapästensystem.

Bald kommt, sehr bald auch Odysseus selbst,
Von der eigenen Brust dir zu zerren das Lamm
Und der greisigen Hand zu entwinden es jach.
Such' Tempel daher, such' Altarschutz,
Fußfällig umschling' Agamemnons Knie!
Schick' Heroldsruf zu den Göttern, sowohl
Zu den himmlischen als zu den Mächten des Schlunds!
Denn falls dich Gebet nicht schirmend bewahrt
Vor dem Schlag, der, ach, dich der Tochter verwais't,
Dann mußt du es schau'n, wie geneigt zu dem Grab
Sie sich purpurn färbt mit dem Bronnen des Bluts,
Der lichtschwarz steigt
Aus goldumfunkeltem Nacken!

(Eine Pause. Hekabe tritt vor den Chor.)

Freie, doch ähnlich gebildete Strophen.

Erste Strophe.

Hekabe.

Ich Unselige, weh! Was erheb' ich für Schrei?
Welch' ächzenden Laut? Welch' Jammergestöhn?
Macht elend elend Alter mich doch
Und der Knechtschaft Joch, das bergschwer,
Das felsschwer drückt! Weh, weh mir!
Wer verleiht mir noch Schutz? Welch' Ahnherrndach,
Welch' Heimathsland?
Fort ist der Gemahl, fort Sohn für Sohn!

Wo soll ich den Pfad hinrichten, o sagt,
Dahin, dorthin?
Wo soll ich den Fuß hinraffen? Wo reicht
Mir ein freundlicher Gott,
Mir ein Schutzgeist helfende Hände?

(Sie wendet sich gegen den Chor selbst.)

Ach, Troïsche Frau'n, leidseligen Wehs
Fluchbotinnen, ach,
Leidseligen Wehs Fluchbotinnen, ihr
Habt mich zerschmettert, zerschmettert: es sind mir für ewiglich
Des Lebens Reize hin.

(Sie wendet sich nach ihrem Gezelte zu.)

Mein kläglicher Fuß, ach, leite mich fort,
Ach, leite mich fort, mich Greisin,
Nach meinem Gezelt! Auf, Tochter, o Kind
Der unseligsten Mutter, vernimm, komm' her,
Komm' aus dem Gezelt! Denn die Mutter ja ruft
Dir, Tochter, in's Ohr; komm', höre,
Welch' schlimmes Gerücht ich vernommen: es ist
Dein Leben bedroht!

(Das Zelt der Hekabe öffnet sich. Polyxene tritt athemlos heraus und eilt auf die Mutter zu.)

Vierte Scene.

Polyxene. Die Vorigen.

Zweite Strophe.

Polyxene.

Ach, Leid!
Ach, Mutter, o Mutter, was rufst du? Was giebt's
Für ein Wettergeschick zu verkünden mir, daß
Du mich aus dem Gezelt, wie den Vogel im Nest,
Durch dein Angsttosen herausscheuchst?

Hekabe.

Weh', weh' mir, Tochter!

Polyxene.

Was empfängst du mich solch' mißlautenden Schrei's?
Kein Vorspiel ist's von erfreulicher Art!

Hekabe.

Schmerz, Schmerz! Dein Leben!

Polyxene.

Sag' Alles mir an, birg's nicht mir so lang'!
Furcht schreckt, Furcht schreckt mich, o Mutter, warum
Also du stöhnend klagst.

Hekabe.

Ach, Tochter, o Tochter! O Mutter ich, ach!

Polyxene (erstaunt:)

Was berichtet mir das?

Hekabe.

Dich zu schlachten gedenkt der vereinte
Rathschluß des Argeïschen Volkes am Grab
Des erlauchten Peleiden!

(Polyxene schaudert zurück, als traue sie ihren Ohren nicht.)

Polyxene.

Weh, weh! Wie lautet, o Mutter,
Was du Scheußliches sagst? Sprich klarer es aus,
Sprich klarer, o Mutter!

Hekabe.

Kind, grausen Gerüchts Graus mach' ich dir kund:
Ich empfing Botschaft, dein Leben verwirkt
Sei nach dem Entscheid des Argeïschen Volks!

Dritte Strophe.

Polyxene.

Ach, die du bereits das Erschrecklichste trugst,
Allärmste, verfolgt, ach, Mutter, von Leid
Dein Leben hindurch,
Welch' Wehsal wälzt, welch' Wehsal dir
Auf's Neue herbei voll Zornes ein Gott,
Traun, gramreich Wehsal,
Unnennbar Unheil!
Sieh', hier dein Kind trägt immer hinfort
Dein elend Alter mit dir, elend
Und als Sklavin wie du.
Denn du siehst mich bald, dein elend Lamm,
Elende du selbst, wie ein jugendlich Reh
Forstweidenden Stamms, dir gerissen vom Arm
Und die Kehle zerschnitten in Erdreichs
Dunkel zum Hades gesandt, wo ich ruhe, die Klägliche,
Hinfort im Schattenkreis.
Dich, Mutter, dieweil du in Leid fortlebst,
Dich bewein' allklagenden Stroms ich;
Mein Leben indeß, mein schmachvoll Loos,
Nicht wein' ich darob: ich erachte den Tod
Als des Schicksals bessere Fügung!

(Die Tochter umarmt die Mutter. Eine Pause.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Hekabe und Polyxene halten sich noch umarmt, als der Chor den Odysseus anlangen sieht, der auch sofort mit zahlreichem Gefolge die Bühne betritt.)

Hekabe. Polyxene. Der Chor. Odysseus.

Chor.

Da kommt Odysseus eben eiligen Schritts herbei,
Um dir, o Hekabe, kundzuthun ein neues Wort.

(Odysseus wendet sich, die Bühne überblickend, stolz zur Hekabe, die er als Gefangene betrachtet.)

Odysseus.

O Weib, vermuthlich kennst du schon des Heers Entscheid
Und seines Ausspruchs Willen: sei's jedoch, vernimm!

(Mit feierlichem Tone:)

Des Volks Beschluß ist, auf Achills steilragendem
Grabmal zu schlachten deine Tochter Polyxene.
Ich bin der Jungfrau Führer, wie das Heer befiehlt,
Und ihr Geleitshort; ferner soll der Sohn Achills
Des heiligen Opferwerkes Haupt und Priester sein.

(Drohend:)

Nun laß dich warnen! Willig gieb die Tochter her
Und meide Wettstreit gegen mich mit Faustgewalt.
Sieh' deine Kraft an und das Leid, das dich umringt!
Ist's weise doch, besonnen auch im Leid zu sein.

(Während dieser Worte richtet sich Hekabe auf, die Polyxene an ihrer Hand.)

Hekabe.

Weh, weh! Bevorsteht, seh' ich, mir ein großer Kampf,
Ein Kampf, von Seufzern schwellend und an Thränen reich!

Denn nicht gestorben bin ich, als des Sterbens Tag
Gekommen war, noch hat mich Zeus zermalmt, vielmehr
Erhält er mich, damit ich seh', ich armes Weib,
Wie Leid an Leid stets wachsend stürzt auf mich herein.

(Zu Odysseus gewandt:)

Ist einer Sklavin aber an den freien Mann
Gestattet eine Frage, die nicht bitter ist,
Noch herzverwundend, nun, so mußt du stillbereit
Auf diese Fragen hören, die ich stell' an dich!

Odysseus.

Frag' nur, du darfst es; volle Muße geb' ich dir.

Hekabe.

Gedenkst des Tags du, wo du dich nach Ilion
Als Späher einschlichst, deinen Leib durch Lumpentracht
Entstellt, indeß aus Augenhöhlen dir ein Strom
Von blutigen Tropfen niederfloß auf's Kinn herab?

Odysseus.

Ja wohl! Denn meinem Herzen prägt' es tief sich ein.

Hekabe.

Du wardst erkannt von Helene, die's nur mir verrieth.

Odysseus.

In große Gefahr, ich weiß es, hatt' ich mich gestürzt.

Hekabe.

Und warfst zu meinen Knieen dich, ein schwaches Rohr?

Odysseus.

Ja, dein Gewand festhaltend, ward mir starr die Hand!

Hekabe.

Mein Sklave damals, sage nun, was sprachst du da?

Odysseus.

Vielfachen Wortfund, der den Tod abwende mir.

Hekabe.

Und dich errettend, sandt' ich aus dem Reich dich fort?

Odysseus.

Ja, daß ich heut erblicke noch das Sonnenlicht.

Hekabe (leidenschaftlich:)

Gereicht denn also jener Beschluß dir nicht zur Schmach,
Da du die Wohlthat, die ich dir erwies, als dir
Erwiesen einräumst, während du des Guten jetzt
Mir nichts erzeigst, nein, alles Mögliche Böse nur?
Verächtlich Unkraut seid ihr sammt und sonders, die
Ihr eifert nach Volksrednerkränzen! Kämt ihr doch
Mir nie vor Augen, weil ihr kein Bedenken tragt,
Den Hals zu brechen euern Freunden, wenn ihr nur
Dem großen Haufen nach dem Munde reden könnt!
Ist das indessen aber als ein Meisterstück
Zu rühmen, daß man über meine Tochter hier
Den Todesausspruch fällte? War die Pflicht etwa
Der Sporn zu solcher Menschenopferschlächterei
Auf Gräbern, wo sich Farrenopfer besser ziemt?
Oder heischt Achilleus, um zu rächen seinen Mord
An seinen Mördern, meiner Tochter Blut mit Recht?
Ihm gegenüber steht sie ja ganz frei von Schuld!
Die Helene mußt' als Grabesopfer sich Achill
Ausbitten; denn sein Untergang war diese nur,
Die ihn nach Troja führte. Gilt es endlich, daß
Ein auserlesenes kriegsgefangenes Weib den Tod
Erleiden soll, das schönste, nun, so kümmert das
Mit nichten mich und meine Tochter; steht ja doch
An Reizen diese Tyndarstochter obenan,
Und unserm Schuldbuch, wahrlich, ist das ihre gleich!

(Eine kurze Pause.)

So weit denn also fecht' ich für den Schutz des Rechts.
Doch was als Lohn ich fordern und verlangen darf,

Vernimm! Du hast schutzflehend meine Hand berührt
Und diese greise Wange hier, wie du bejahst:

(Indem sie gebeugt sich ihm nähert:)

So auch an Hand und Wange fass' ich jetzt dich an
Und fordere meinen Gegenlohn, und flehe dich:
Reiß' nimmer aus den Armen mir die Tochter fort,
Noch tödtet sie! Der Todten Zahl ist groß genug.
Die Tochter macht mich selig, sie ist meine Lust!
Sie ist für tausend Wunden mir ein kühler Hauch,
Ist Vaterland mir, Amme, Stab, Pfadführerin!
Kein Sieger darf mißbrauchen seinen Sieg, noch darf
Ein Glückumlachter zählen auf beständig Glück.
Auch mir in früheren Tagen hat das Glück gelacht,
Nun lacht es mir mit nichten mehr: ein einz'ger Tag
Hat meinen ganzen Himmel mir hinweggeraubt!

(Eine kurze Pause. Sie wendet sich nochmals leidenschaftlich gegen Odysseus hin:)

Auf, theure Wange, sei mir gnädig, schenke mir
Erbarmen! Kehre zum Achäerheer zurück
Und führ's zu Herzen Allen, welch ein Schimpf es sei,
Wenn Frau'n ihr tödten wolltet, die ihr nicht sofort
Im Augenblick, als ihr sie risset vom Altar,
Getödtet hättet, nein, geschont erbarmenvoll!
Auch steht in Hellas' Landen selbst sowohl das Blut
Des Freien als des Sklaven unter gleichem Recht.
Dein Rang und Ansehn endlich trägt, auch wenn du nicht
Mit wohlberedter Lippe sprichst, den Sieg davon;
Denn keine gleiche Geltung hat das gleiche Wort
Aus eines Unberühmten und Berühmten Mund.

Chor.

So eisern ist wahrhaftig keines Menschen Herz,
Daß ihm, wofern er deine Klagen hört und dein
Endloses Schluchzen, nicht das Aug' in Thränen steht!

Odysseus.

O Hekabe, laß dich mahnen und erachte nicht,
Vom Zorn verführt, den Sprecher wohlgemeinten Raths
Für deinen Widersacher! Sieh', ich bin bereit,
Dein eigenes Leben, wie du meines mir erhieltst,
Zu retten: ohne Winkelzug erklär' ich das.
Doch was ich ausgesprochen vor gesammtem Volk,
Vertret' ich mannhaft, meinen Rath, nach Troja's Sturz
Dem ersten Helden unsers Heers als Opferpreis
Zu schenken deine Tochter, wie er's fordernd heischt!
Denn dieses ist der meisten Staaten wunder Fleck,
Daß mancher wackere brave Mann in keinem Stück
An Lohn es weiter als der feigere Haufe bringt.
Achill, o Weib, ist unsers Preises werth, ein Held,
Der schönsten Tod für Hellas hingestorben ist.
Wär' uns es also keine Schmach, wenn einen Freund
Im Leben zwar wir schätzen, ihn jedoch, nachdem
Der Tod ihn uns entrissen hat, nicht schätzen mehr?
Merk' auf! Was spräche Mancher einst, wenn abermals
Ein Heer wir sammeln und der Feind uns ruft zum Streit?
Wird uns das Schlachtfeld locken oder werden wir
Kampffeig am Leben hangen, wenn wir wissen, daß
Die Stirn des Todten ohne Kranz und Ehre bleibt?
Fürwahr, ich selber fände mich bei täglichem
Besitz der Nothdurft, wär' es auch ein Bissen nur,
Aus Herzensgrund zufrieden all' mein Lebenlang;
Mein Grab indessen wünsch' ich hoch verherrlichet
Zu schauen; denn ein solcher Lohn, er dauert fort!

(Eine kurze Pause.)

Beklagst du ferner dein Geschick, so halt' ich dir
Entgegen: auch in Hellas giebt's betagte Frau'n,
Giebt's Silbergreise, dir an Leid vollkommen gleich,
Und manche Braut, um ihren Heldenbräutigam
Versenkt in Trauer, weil der Staub des Ida dort
Ihn deckt als Leiche. Trage dein Geschick, o Weib!

Wir aber, wenn dem Braven wir nicht nach Verdienst
Zu lohnen wüßten, Thoren hießen wir mit Recht:
Nur ihr Barbaren achtet nicht den Freund als Freund,
Noch schenkt den todten Helden ihr Bewunderung:
Weßhalb auch unser Hellas glückgesegnet prangt,
Ihr aber erntet eures Sinns verdienten Lohn!

Chor.

Weh, weh! Das Loos des Sklaven ist ein schreckliches
Und legt dem Unterdrückten auf die schwerste Last.

Hekabe.

O Tochter, meine Worte sind in leere Luft
Verrauscht, umsonst geschleudert für dein theures Haupt!
Wenn du denn selbst beredter als die Mutter bist,
So spute dich, ergieße, gleich der Nachtigall,
Der Stimme tausendfachen Bach, damit du nicht
Dem Tod verfällst! Wirf vor Odysseus Knie dich dort,
Ein Bild des Jammers, und erweich' ihn. Hast du doch
Den schönsten Anhalt: Kinder sind auch ihm bescheert,
So daß ihn deines Mißgeschickes jammern muß.

(Polyxene tritt einige Schritte auf Odysseus zu. Dieser giebt Zeichen der Verlegenheit.)

Polyxene.

Ich seh', Odysseus, wie du deine rechte Hand
Im Mantel birgst, und dein Gesicht abkehrst vor mir,
Damit ich deine Wange nicht berühren soll,
O fürchte nichts! Ich rufe meinen Schützer Zeus
Mit nichten an. Denn sieh', ich geh' mit dir, sowohl
Weil euer Machtbefehl mich zwingt, als weil ich gern
Den Tod erleide. Thät' ich's nicht, so würd' ich nur
Als schwaches Weib mich zeigen, feig und todesscheu.
Denn was zu leben frommt mir noch? Mein Vater war
Der Fürst gesammten Phrygiens! Denn so lachte mir
Des Lebens Morgen! Drauf erwuchs ich reich umblüht
Von schöner Hoffnung, eine Braut für Könige,

Ein vielbeneidet hohes Ziel für Jeglichen,
Dem ich dereinst als Gattin folgt' an seinen Herd;
Zugleich gebot als Herrin ich Unselige
Den Frau'n des Idareiches, sah bewundert mich
Vom Chor der Jungfraun, ja, ich war den Göttern gleich
In allen Stücken, außer meiner Sterblichkeit!

(Eine kurze Pause. Mit veränderter Stimme:)

Nun bin ich Sklavin! Erstlich dieser Name schon,
Der ungewohnte, macht den Tod mir wünschenswerth.
Dann wird vielleicht auch, fürcht' ich, mir ein schlimmer Herr
Zu Theil, ein Käufer, welcher mich für Geld erwirbt,
Mich, Hektor's Schwester und die Schwester, die ich bin,
So vieler anderer Helden: solch ein Herr denn legt
Wohl gar des Brotbereitens Last am Herd mir auf,
Die Last, das Haus zu fegen und am Webestuhl
Zu stehn den ganzen kummervollen Tag hindurch;
Und endlich diese meine Hand, einst Fürstenpreis,
Entweiht ein Sklave, der für Geld vom Markte kommt.

(Eine kurze Pause.)

Nein, nein! Mit freier Wimper scheid' ich aus dem Licht
Des Tags und gebe meinen Leib dem Hades hin.
Auf denn, Odysseus, führe mich zur Opferbank!
Denn keine Hoffnung schimmert mir, kein Trosteswahn,
Daß je das Glück mir auf der Welt noch lächeln kann.

(Sie kehrt sich zur Hekabe.)

Du aber, Mutter, hindere mich durch Wort und That
In keiner Weise; billige meine Wahl vielmehr,
Zu sterben, eh' mich Schande, Schimpf und Schmach ereilt!
Denn wer des Leides ungewohnt, der trägt es zwar,
Doch bitterschmerzlich fügt er seinen Hals dem Joch:
Todt, wär' er ungleich mehr beglückt, als daß er lebt;
Denn, traun, ein schimpflich Leben ist die größte Pein.

Chor.

In Zügen, stolz und wundervoll, kennzeichnet sich

Der edle Sprößling, und zur höchsten Staffel klimmt
Der Edelbürtige, wenn er seines Namens werth.

Hekabe (zu Polyxene:)

Du redest trefflich, Tochter! Doch dein trefflich Wort
Ist schmerzbehaftet.

(Zu Odysseus:)

Soll und muß ein Lohn zu Theil
Dem Sohn des Peleus werden, müßt ihr dergestalt
Vor Schmach, Odysseus, sichern euch, so tödtet denn
Nicht diese hier, nein, schleppt mich selbst zur Aschengruft
Achills und stecht mich nieder, schont mich nimmermehr!
Aus meinem Schooß stammt Paris, der mit mordendem
Pfeilschuß den Sohn der Thetis hingeschmettert hat.

Odysseus.

Nicht deinen Tod, o Greisin, hat der Geist Achills
Von uns gefordert, sondern deiner Tochter Tod.

Hekabe.

Wohlan, so schlachtet mich zugleich samt meinem Kind,
Und doppelt reichlich wird der Trank des Blutes sein
Für Erd' und jenen Todten, der das fordernd heischt!

Odysseus.

Das Opfer deiner Tochter gnügt! Nicht sei gehäuft
Leichnam zu Leichnam: daß wir doch auch den gespart!

Hekabe.

Ja, festentschlossen theil' ich meiner Tochter Tod!

Odysseus.

Wie so? Ich kenne keinen Herrn, der mir befiehlt.

Hekabe

(indem sie die Polyxene in ihre Arme schließt:)

Gleichwie des Epheu's Schlinge, halt' ich fest an ihr.

Odysseus.

Nein, wenn du Klügern, als du selber bist, gehorchst.

Hekabe.

Von meinem Kind hier lass' ich nicht freiwillig ab.

Odysseus.

Und ohne sie, traun, scheid' ich nicht von hier hinweg!

Polyxene

(indem sie sich aufrichtend vor die Streitenden tritt:)

O Mutter, folg' mir! Deinerseits, Laërtes' Sohn,
Sei sanft mit Eltern, deren Zorn natürlich ist,
Und du, o Arme, kämpfe nicht mit Uebermacht!
Zu Boden fallen willst du? Deinen greisen Leib
Aussetzen rauhen Stößen, hin und her gezerrt,
Und zähnefletschen, wenn ein junger Arm dich schleift?
Das widerfährt dir! Meid' es; denn es bringt dir Schmach.

(Indem sie leidenschaftlich wieder auf die Hekabe zueilt:)

Komm, theure Mutter, reich' die süße, süße Hand
Mir dar, und Wange laß an Wange schmiegen mich;
Denn nie hinfüro, nein, zum allerletzten Mal
Erblick' ich heut der Sonne Strahl und Scheibenring!
Nimm hin denn nun mein letztes Wort zum Scheidegruß!
O Mutter, theure Zeugerin, ich steig' in Nacht!

(Beide halten sich während des folgenden Zwiegesprächs wechselseitig umschlungen. Hekabe erwiedert die letzten Grußworte der Tochter, sie unterbrechend:)

Hekabe.

Und ich, o Tochter, trag' im Licht das Sklavenjoch!

Polyxene.

Ach, nimmer ward mir Bräutigam und Brautgesang!

Hekabe.

O jammerwerthe Tochter! Ich unselig Weib!

Polyxene.

Und dort im Hades werd' ich ruh'n getrennt von dir!

Hekabe (ergriffen von diesen Worten:)

Weh mir, was thu' ich? Such' ich mir nicht flugs den Tod?

Polyxene.

Als Sklavin sterb' ich, eines freien Vaters Sproß!

Hekabe.

Der Kinder fünfzig hat der Tod, ach, mir geraubt!

Polyxene.

Und treff' ich Hektor oder den greisen Priamos?

Hekabe.

So sprich, ich sei das jammervollste Weib der Welt!

Polyxene.

O Brust und Busen, die ihr mich so süß gesäugt!

Hekabe.

O ärmste Tochter, die du stirbst so lenzesfrüh!

Polyxene.

Leb' wohl, o Mutter, leb' auch wohl, Kassandra, du — —

Hekabe

(die Tochter unterbrechend:)

Wohl leben? Andere leben wohl, die Mutter nicht!

Polyxene (fortfahrend:)

Auch du, o Bruder Polydor im Thrakerland!

Hekabe.

Wenn er noch lebt! Ich zweifle; nichts erwart' ich mehr!

Polyxene.

Lebt noch und drückt dir, wenn du stirbst, das Auge zu.

Hekabe.

Schon vor dem Tode bin ich todt, des Jammers Raub!

(Polyxene windet sich aus den Armen der Mutter.)

Polyxene.

O komm', Odysseus, führ' mich fort in mein Gewand
Das Haupt mir hüllend; wahrlich, eh' mein Blut noch fließt,
Hat schon das Herz geschmolzen mir der Mutter Ach,
Und meine Klage schmilzt das ihre wiederum.

(Indem Odysseus sie umschleiert und fortgeleitet.)

O Licht, ich darf noch grüßen dich mit Namenruf,
Doch sonst erloschen bist du mir in tiefste Nacht
Bis auf die kurze Spanne, die vom Opferstahl
Noch meine Schritte scheidet und vom Grab Achills!

(Odysseus mit Gefolge und Polyxene ab.)

Zweite Scene.

Hekabe. Der Chor.

(Hekabe sieht der davongeführten Tochter schmerzlich nach, bis diese hinter der Bühne verschwindet.)

Hekabe

(in einzelnen leidenschaftlichen Ausbrüchen:)

Weh' mir! Ich wanke! Meine Glieder lösen sich!
O Tochter, faß die Mutter an, streck' aus die Hand,
Gieb her sie! Laß mich nicht verwais't! —

(Zum Chor:)

Ich sterb', ihr Frau'n!

(Sie sinkt in Ohnmacht nieder. Unterdessen spricht der Chor, der fortgeführten Polyxene nachblickend:)

Chor.

O säh' ich solchem Loos geweiht die Sparterin,
Des Dioskurenpaares Schwester, Helene!

Durch ihrer schönen Augen Reize hat sie ja
Schmachvollst die blühende Troerstadt in Staub gestürzt.

(Eine Pause, worin die Dienerinnen der Hekabe sich mit der Ohnmächtigen beschäftigen. Alsdann beginnt der Chor seinen Gesang.)

Vollstimmiger Chorgesang.

Erste Strophe.

Seehauch, schwellender Seehauch,
Der du über den Schaum der Salzfluth
Seewandelnde rasche Jollen wegträgst:
Ach, wo wirst du mich hingeleiten?
Wer wird mich dereinst zur Sklavin
Erwerben seinem Haus?
Wird dorischen Reiches Bucht mich
Aufnehmen und Phthia's Port, wo, hör' ich, das blüh'nde Land
Oelt Apidanos, schönsten Stromes Vater?

Erste Gegenstrophe.

Wird mich kläglichem Dasein,
Ach, zuführen das meerumspülte
Schiffsruder, gelenkt an jenes Eiland,
Wo erstwüchsiger neuer Lorbeer
Samt Palme die hehren Zweige
Der holden Leto bot,
Umschattend die Braut des Höchsten?
Soll Artemis' goldnes Stirnband, Artemis' Bogenwehr
Mein Lied preisen im Chor der Deljer Jungfrau'n?

Zweite Strophe.

Ja, soll ich in deiner Stadt,
Goldthronige Pallas du,
Auf safranen Gewand dereinst
Wagen und Rosse dir malen,
Mit Webschiffspule kunstreich buntzierliche Würfe schichtend?

Oder mal' ich Titanen, wie
Zeus sie lohenden Brands
Einlullt, Kronos' mächtiger Sohn?

Zweite Gegenstrophe.

Ach, Kinder von meinem Blut,
Ach, Väter, und du, o Stadt,
Die, erlegen dem Griechenspeer,
Unter dem Wirbel des Gluthrauchs
In Staub hinsank! Ich selbst heiß' auf fremden Gefilden Sklavin.
Ach, mein Asien, lebe wohl,
Europäische Magd!
Nimm mich auf denn, Hades' Gemach!

(Eine Pause.)

Dritter Akt.

Aus dem Lager der Griechen kommt Talthybios, der Herold der Griechen, betritt in heftiger Bewegung die Bühne und wendet sich sofort an den Chor.

Erste Scene.

Talthybios. Der Chor. Hekabe.

Talthybios.

Ihr Troïschen Jungfraun, saget an, wo find' ich wohl
Die einstige Fürstin Ilions, die Hekabe?

Chor.

Unweit von dir, Talthybios, liegt die Königin
Rücklings am Boden, tief verhüllt in ihr Gewand.

(Talthybios bleibt bei diesen Worten tiefgerührt stehen.)

Talthybios.

O Zeus, was sag' ich? Sag' ich, daß dein Auge wacht,
Oder daß die Menschen thöricht diesen falschen Wahn
Gefaßt, am Irrwahn hängend, daß es Götter giebt,
Indeß der Zufall diese ganze Welt beherrscht?
War Hekabe nicht des reichen Phrygiens Königin?
Nicht Priamos' Gemahlin, der so glücklich war?
Und nun vom Speer zertrümmert ist die ganze Stadt,
Sie selber liegt als Sklavin, greis und kinderlos,
Am Boden hier, besudelnd ihr unselig Haupt!
Weh, weh! Ergraut zwar bin ich, doch ich wünsche mir
Zu sterben, eh' mich schimpflich Loos ereilend trifft.

(Er geht auf die Hekabe zu und berührt sie sanft.)

Steh' auf, du Jammervolle, richt' und heb' empor
Die schwachen Glieder und das silberweiße Haupt!

Hekabe

(indem sie sich, erschrocken, mit halbem Leibe aufrichtet).

Hinweg! Wer bist du, der du mich nicht ruhen läßt?
Was störst du mich, wer auch du seist, in meinem Leid?

Talthybios.

Ich komm', ein Diener unsres Heers, Talthybios,
Von Agamemnon abgesandt zu dir, o Weib!

Hekabe

(indem sie sich eilig vollends erhebt:)

O Liebster, bringst du Kunde, daß auch mich das Heer
Der Danaer als ein zweites Opfer auf dem Grab
Zu schlachten hat beschlossen? Traun, ein frohes Wort!
Wohlan, ich laufe, springe! Zeuch voran mir, Greis!

Talthybios.

Begraben sollst du deine todte Tochter, Weib!
Dieß komm' ich dir zu melden: so befehlen mir's
Die zween Atreiden und das Volk der Danaer.

Hekabe.

Weh' mir, was sagst du? Also kommst du nicht zum Tod
Mich abzuholen, nein, mit einer Jammermähr?

(Unter schmerzlichen Geberden:)

So starbst du, Tochter, weggerafft aus Mutterarm!
Verwaist denn bin ich deiner auch! Ich armes Weib!

(Leidenschaftlich zu Talthybios:)

Sprich, wie ihr umgebracht sie? Sprich, geschah's mit Scheu
Vor ihrem Unglück? Oder habt ihr Martertod
Verhängt ihr, gleich als würgtet einen Feind ihr ab?
Erzähl', o Greis, wie schmerzlich auch es lauten mag!

Talthybios.

Zwiefachen Zoll der Thränen forderst du von mir,
O Weib, um deines Kindes willen, das mich rührt!
Denn wenn ich schildere dieses Leid, wird mir dabei
So naß das Auge, wie am Grab, als sie verblich.

(Eine kurze Pause.)

Versammelt stand das ganze Heer der Danaer
Zu deiner Tochter Schlachtung vor dem Hügelgrab:
Da nahm Polyxene'n bei der Hand der Sohn Achills,
Und auf des Walles Zinne stellt' er sie hinauf,
Ich ihm zur Seite; wohlerlesene Jünglinge
Aus Danaermitte folgten hinterdrein, bereit,
Zu hemmen deines Rehes Sprung mit beidem Arm.
Drauf einen vollgeschenkten goldgediegnen Kelch
In beide Hände fassend, goß der Sohn Achills
Erhobner Hand dem todten Vater Spenden aus;
Dann winkt' er mir, Stillschweigen rings dem ganzen Heer
Der Danaer anzusagen. Ich, zur Menge hin
Mich kehrend, rief vor Aller Ohren aus das Wort:
„Schweigt still, Achäer, schweige still das ganze Volk!
Stillschweigen! Ruhe!“ Jach denn stand windstill das Heer.
Da rief er: „Peleus' edler Sohn, mein Vater du,
Nimm diese sühnereiche, schattenlockende

Grabspende freundlich! Steig' empor und schlürfe hier
Das unverfälschte dunkelquellige Blut der Maid,
Das zum Geschenk dir bringt das Heer und ich zugleich;
Lohn' uns dafür mit deiner Huld, laß uns vom Land
Ablösen unserer Schiffe Stern samt Ufertau,
Und gieb uns huldumlachte Kehr von Ilion,
Daß wir erreichen allesamt das Vaterland!"
Er sprach's und ringsum flehte mit das ganze Heer.
Alsdann am Griff erfaßt' er sein goldblitzend Schwert
Und zog es aus der Scheide, während er zugleich
Der Schaar der auserwählten Danaerjünglinge
Gebot die Jungfrau festzuhalten. Kaum jedoch
Bemerkt' es diese, rief sie laut und feierlich:
„O Danaer, meines Vaterlands Bezwinger ihr,
Willfährig sterb' ich; Keiner lege Hand an mich!
Denn unerschrocken biet' ich euch den Nacken dar.
Auf, bei den Göttern, laßt mich frei, damit den Tod
Durch euch ich leid' als Freie; denn es macht mir Scham,
Wenn ich, die Fürstin, Sklavin heiß' im Schattenreich!"

(Eine kurze Pause.)

Beifälliger Jubel schallte rings, und flugs gebot
Agamemnon, frei zu lassen sie, den Jünglingen.
[Kaum hörten diese seines Rufes letzten Laut,
So ließen ab sie; war er doch der Oberfürst.]
Und als die Jungfrau hörte dieß Gebieterwort,
So riß von Schulterspitze sie das Kleid sofort
Entzwei bis auf den Gürtel, der den Leib umschloß:
So stand an Brust und Busen denn entblößt sie da,
In höchster Schönheitsfülle, wie ein Götterbild;
Drauf ließ zur Erde nieder sie das Knie und sprach
Der Worte, wahrlich, allerheldenhaftestes:
„Schau her, o Jüngling, wenn du mir die Brust vielleicht
Durchstoßen willst, hier ist sie! Wenn der Hals jedoch
Dir lieber ist, so sieh' die Kehle hier bereit!"

(Eine kurze Pause.)

Bald zaudernd, bald ausholend, denn ihn jammerte
Die Maid, zerschnitt der Sohn Achills ihr endlich nun
Die Kehl' und ihre Röhren mit dem scharfen Stahl:
Des Blutes Bäche sprangen!
Doch im Sterben selbst
War noch mit Fleiß bedacht sie, daß sie züchtig fiel
Und barg, was Männeraugen birgt die Sittigkeit.
Als tödtlichen Opferschlages nun den Odem sie
Verhaucht, so rührten emsig alle Danaer
Die Hände: Diese warfen auf der Todten Leib
Des Laubes Fülle, Jene trugen Fichtenholz,
Den Scheiterhaufen thürmend, und wer keines trug,
Dem rief der fleißige Träger also scheltend zu:
„Herzloser, stehst du müssig, weder Gruftgewand
Für diese Jungfrau, weder Schmuck in deiner Hand?
Geh', hole dieser namenlos hochherzigen
Und muthigen Heldin schleunig ein Geschenk herzu!"

(Er hält inne.)

Das ist's, was dir von deiner todten Tochter ich
Erzähl'; ich seh' in dir sowohl die glücklichste
Von allen Müttern als die unglückseligste!

Chor.

Hereingekocht ist grauses Leid auf Priams Haus
Und unsere Heimath: Götterzwang hat dieß verhängt.

Hekabe.

O Tochter, nimmer weiß ich mehr, auf welches Leid
In dieser Fluth des Jammers ich hinblicken soll!
Denn rühr' ich einen Strudel an, so läßt er mich
Nicht wieder los, ein anderer Jammer lockt mich dann
In seine Brandung, die mich schwemmt von Fluth zu Fluth.
So muß ich jetzt auch, Tochter, dein unselig Loos
Bejammern: könnt' ich's löschen je aus meiner Brust?
Allein die Botschaft, die dich mir verkündigt hat
Als Heldin, zügelt meines Schmerzes Uebermaß.

(Eine kurze Pause. Mit veränderter Stimme:)

Ist's nicht ein Räthsel, wenn ein schlechtes Ackerfeld,
Bei Gunst des Himmels, reichen Schatz der Aehren trägt,
Ein gutes, bei dem Mangel rechter Witterung,
Nur schlechte Heimse liefert: andernfalls jedoch,
Im Reich der Menschen, allezeit der Schändliche
In allen Stücken schlecht nur ist, der Redliche
Nur redlich, weil durch keinen Schicksalswandel je
Sein Wesen umschlägt, nein, sich stets als wacker zeigt?
Kommt's auf Geburt hier, oder auf die Schulung an?
Ein Fingerzeig zum Guten ist gewißlich auch
Die schöne Schulung: wer das Gute lernt, erkennt
Das Laster auch: er legt des Schönen Regel an!

(Eine kurze Pause, worin sie ihre Entschlüsse faßt.)

Doch diese Wendung war ein blinder Bogenschuß.

(Zu Talthybios:)

Du kehre zurück und melde dem Ohr der Danaer,
Daß Keines Hand anrühre mir der Tochter Leib,
Und fern das Volk sich halte. Traun, es giebt im Schwall
Solch eines ungeheuern Heers frechmüthig Volk
Und zügellose Schifferbrut, die schlimmer ist
Als Feu'r, und wer nichts Schlechtes thut, der gilt für schlecht.

(Talthybios ab. Hekabe wendet sich an eine Dienerin aus ihrem Gefolge.)

Doch du ergreif' ein Schöpfgefäß, uralte Magd,
Und bring's in Salzfluth eingetaucht hieher zurück,
Damit ich meine Tochter, ach, die klägliche
Brautlose Gruftbraut und die maidthumlose Maid
Zu baden gehe mit dem allerletzten Bad
Und auf die Bahre lege: doch nach Rang geschmückt, —
Womit? Das ist unmöglich!
Nun, wie ich's vermag!
Wie helf' ich mir indessen? Ei, ich sammle Schmuck
Von jenen Mitgefangenen ein, die drinnen dort

(auf ihr Zelt zeigend:)

Im Zelt verweilen, theilend Dach und Fach mit mir,
Wenn ihrer eine dieß noch oder das besitzt,

Das vor dem Blick des neuen Herrn geheim sie sich
Aus ihrem eigenen Hause weggestohlen hat.

(Die Dienerin ab. Hekabe fährt leidenschaftlich fort:)

Ach, stolze Heimath, ach, du einst beglücktes Haus,
Ach, durch der Güter Ueberfluß und durch den Schatz
Der schönsten Kinder reichgesegneter Priamos,
Und hier die greise Mutter deiner Kinder, ich,
Zum Nichts herabgesunken sind wir, ach, beraubt
Des einstigen Glanzes!
Brüsten wir uns denn immerhin,
Der Eine, stolz auf seinen reichen Prunkpallast,
Der Andere, daß als Ehrenmann die Stadt ihn rühmt!
Doch alles das ist bloße Frucht der Grübelei,
Und Zungenwortschwall. Jener ist der Glücklichste,
Der alle seine Tage nie ein Leid erfährt!

(Sie geht ab in ihr Zelt. Der Chor bleibt allein zurück.)

Vollstimmiger Chorgesang.

Strophe.

Der Sturmwind mußte mich,
Das Unheil mußte mich erreichen,
Seit dem Morgen, wo auf dem Ida
Paris fällte fichtenen Stamm,
Um über Salzfluthwoge hinzusteuern
Nach der Helene Lager, die als die schönste der Frau'n
bescheint
Helios' Goldleuchte.

Gegenstrophe.

Denn Trübsal wogt um mich
Und Knechtschaft, schlimmer selbst als Trübsal!
Eines Einzigen Sinnverblendung
Schuf dem Reich am Simoïsstrand
Verderben Aller und den Sturz von Fremden.
So beschloß sich der Idazwist, so das Hirtengericht der drei
Seligen Gottfrauen:

Schlußstrophe.

Mit Lanz' und Mord und meines zertrümmerten Dachs
Schande!
Auch längs dem wellenschönen Eurotas ergießt Klage
An ihrem Herd manch thränenumflossene Spartermaid;
Manche Mutter, beraubt der Söhne,
Sie legt an's graulockige Haupt die Hand
Und zerknospet die Wange,
So daß von Blut die zausenden Nägel triefen.

(Eine Pause.)

Vierter Akt.

Die Dienerin der Hekabe kehrt von dem Seestrande, wohin sie geschickt worden war, auf die Bühne zurück und legt einen verhüllten Leichnam vor sich nieder, den sie mitgebracht. Der Chor empfängt sie staunend.

Erste Scene.

Die Dienerin. Der Chor.

Dienerin (lauten Tones:)

Ihr Frau'n, wo weilt die allunselige Hekabe,
Die alle Menschenkinder, Mann sowohl wie Weib,
Besiegt an Elend? Sicher bleibt ihr dieser Kranz!

Chor.

Was giebt's, du arge, trauerzüngige Kreischerin?
Du zeterst, wahrlich, Tag und Nacht in Einem fort!

Dienerin (auf die verhüllte Leiche deutend:)

Der Hekabe bring' ich Schlimmes hier; zu frohem Laut
Ist nicht geneigt die Lippe, wenn uns Leid umringt.

(Die Zeltthür öffnet sich; Hekabe wird sichtbar.)

Chor.

Just über des Zeltes Schwelle tritt sie dort heraus,
Und kommt im rechten Augenblick, daß du sie sprichst.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Hekabe.

Dienerin
(ohne zu warten, bis sie nahe gekommen:)

Du bist dahin, Alljammerselige, sag' ich dir,
Und mehr noch als ich sage dir, Gebieterin!
Du bist des Todes, wenn du gleich das Licht noch schaust:
Herdlos, gemahllos, kinderlos, ein dürrer Ast!

Hekabe.

Bekannte Dinge! Nur ein Bild des alten Weh's!
Doch sprich, was bringst du dort den Leib Polyxene's
Zu mir? Es hieß doch, emsig rührten Hand um Hand
Für ihr Begräbniß allesammt die Danaer.

Dienerin
(wie halb zur Seite, doch daß es die Hekabe hört:)

Von nichts noch weiß die Mutter, um Polyxene
Nur weint sie, doch den neuen Schlag, ihn ahnt sie nicht.

Hekabe (aufmerksam:)

Weh' mir, ich Aermste, trägst du mir wohl gar das Haupt
Der gottentflammten Seherin Kassandra her?

Dienerin.

Die Lebende, nicht den Todten hier bejammerst du.
(Indem sie die Decke von der halbnackten Leiche wegnimmt:)
Schau nun den Leichnam unverhüllt: erblickst du nicht
Ein solches Wunder, wie du nie erwartet hast?
(Erschrocken wendet sich Hekabe ab.)

Hekabe.

Weh' mir, ich seh' Polydoros todt, ihn, meinen Sohn,
Den mir der Thraker schützen sollt' an seinem Herd!
Verloren bin ich Aermste, traun, des Todes Raub!
O Kind, theures Kind,
Bakchantische Weise stimm' ich an,
Da mir ein böser Rachegeist
Wetterte frisches Leid!

Dienerin.

Ist klar der Mord des Sohnes dir, Unselige?

Hekabe.

O grauses, grauses, arges, arges Schreckensbild!
Wechselnden Wechsels reiht Jammer an Jammer sich,
Ohne der Klagen Strom, ohne der Thränen Guß stockt mir der Tag nimmer!

Chor.

Ach, schlimmstes, Arme, schlimmstes Leid zerschmettert uns!

Hekabe.

Kläglicher Mutter Kind, theuerstes Kind, ach, ach,
Welches Geschick brach dein Leben dir, welch' Fluchloos?
Wer von den Staubsöhnen?

Dienerin.

Weiß nicht; ich fand ihn am Gestad des Meeres auf.

Hekabe.

An's Land geschleudert oder gefällt durch Mörderspeer
Auf des Gestads Düne?

Dienerin.

Die brandende Meereswoge warf ihn auf den Strand.

Hekabe.

Weh, weh, ach, ach! Nun deut' ich mir das Traumgesicht,

Welches ich sah, und nicht hat mich getäuscht das schwarzflüglige
Nachtgespenst;
Denn ich erblickte dich, während ich schlief, wie du
Nicht in dem Himmelslicht athmetest mehr, o Kind!

Chor.

Gab dir der Traum auch Kunde, wer sein Mörder war?

Hekabe.

Er selbst, meines Herds gastlicher Freund, der Fürst
Thrakiens, wo der graulockige Vater ließ den Sohn hinretten.

Chor.

Weh' mir, was sagst du? Zog das Gold den Mörder an?

Hekabe.

Unsprechliches, namenloses, überstaunliches,
Scheußliches Greuelwerk, gräßliche Frevelthat! Verschwand
Gastesrecht?

(Indem sie den Leichnam näher betrachtet:)

Mörder, du bist fluchwerth, weil du den Leib grausam
Zerschlitzt diesem Kind: schneidigen Eisenschwerts
Hiebst du die Glieder ihm sonder Erbarmen wund!

Chor.

Dich, Arme, schuf zur bürdeseligsten Sterblichen
Ein böser Fluchgeist, dessen Groll dich schwer verfolgt!

(Agamemnon nähert sich der Bühne.)

Doch still! Agamemnon, unsern Herrn, erblick' ich dort;
Laßt uns denn also schweigen fürder, theure Frau'n.

(Agamemnon, hastig herangekommen, ergreift rasch das Wort.)

Agamemnon.

Was säumst du, Hekabe, daß du nicht die Tochter kommst
Im Grab zu bergen? Hat mir doch Talthybios
Gemeldet, daß sie Keiner vom Argeierheer
Anrühren solle. Wir denn also ließen sie

Unangetastet, unberührt; wogegen du
So lange zauderst, daß ich schier verwundert bin!
Nun komm' ich abzuholen dich; denn wohlbestellt
Ist dort die Sache, — wenn die Sache Lob verdient.

(Da Hekabe sich nicht rührt, fällt sein Blick auf den Leichnam, welchen Jene anstarrt.)

Ha! Welchen Todten seh' ich dort am Zelt? Gewiß
Der Troer einen! Denn das Kleid um seinen Leib
Verräth mir deutlich, daß er kein Argeier ist.

(Hekabe bleibt abgewendet stehen.)

Hekabe

(für sich zur Seite redend:)

Du Arme (wenn ich sage „Du", so mein' ich „Mich")!
Was thust du, Hekabe? Wirfst du dort dich vor das Knie
Agamemnons, oder trägst du still dein Herzeleid?

Agamemnon.

Was kehrst du meinem Angesicht den Rücken zu
Und weinst? Was ist geschehen, sprich? Wer ist der Mann?

Hekabe (wie oben:)

Doch schaff' ich mir nur neue Schmerzen, wenn er mich
Als Sklavin und als Feindin stößt von seinen Knie'n.

Agamemnon.

Fürwahr, ich bin kein Seher! Also kann ich nicht,
Wofern du fortschweigst, wissen, was dein Herz bewegt.

Hekabe (wie oben:)

Oder prüf' ich erst noch besser ihn, ob wirklich er
Mir feindgesinnt ist, während er's mit nichten ist?

Agamemnon (unwillig:)

Du kommst mir nur entgegen, wenn ich nichts davon
Erfahren soll; denn gern verzicht' ich meinerseits.

Hekabe (wie oben:)

Unmöglich ohne seine Hülfe wär' es mir,
Mein theures Kind zu rächen. Was besinn' ich mich?

(Mit lauter Stimme sich wendend:)

Es muß gewagt sein, ob's gelingt, ob's nicht gelingt!

(Indem sie sich plötzlich dem Agamemnon zu Füßen wirft:)

Agamemnon, flehend bitt' ich dich bei deinen Knie'n,
Bei deinem Kinn und deiner segensreichen Hand!

Agamemnon (überrascht:)

Und welch' Verlangen hast du? Sehnst du dich vielleicht
Nach deiner Freiheit? Gern erfüll' ich diesen Wunsch.

Hekabe.

Mit nichten! Nehm' ich Rache nur an Frevlerfaust,
So leb' ich gern als Sklavin bis in Ewigkeit!

Agamemnon.

Wohlan, wozu denn rufst du mich als Helfer an?

Hekabe.

Vergebens riethst du, das erriethst du nicht, o Fürst!

(Indem sie auf Polydoros deutet:)

Schau' diesen Leichnam, welchem meine Thräne fließt.

Agamemnon.

Ich schau' ihn; gleichwohl weiß ich nicht, wohin du zielst.

Hekabe.

Ich bin des Todten Mutter, die im Schooß ihn trug!

Agamemnon.

Und deiner Söhne welcher ist's, Unselige?

Hekabe.

Ein Bruder derer, die vor Troja fielen, Herr!

Agamemnon.

Gebarst du denn noch einen andern Sohn, o Weib?

Hekabe.

Zum Fluch noch leider diesen, den du hier erblickst!

Agamemnon.

Wo lebt' er aber, als die Stadt zertrümmert sank?

Hekabe.

Fernab, von banger Vaterliebe fortgesandt.

Agamemnon.

Wohin, — ein Einziger scheidend aus Geschwisterkreis?

Hekabe.

Nach diesem Land hier, wo wir auch ihn todt entdeckt.

Agamemnon.

In's Haus Polymestor's, welcher Thrakiens Zepter schwingt?

Hekabe.

So ist's! Er war ein Hüter leidigen Golds zugleich.

Agamemnon.

Durch wen indessen starb er und in welcher Art?

Hekabe.

Durch wen denn anders? Ihn erschlug der Thrakerfreund!

Agamemnon.

O Schurke! Sicher lüstern nach des Golds Besitz?

Hekabe.

Ganz recht, sobald er Phrygiens Untergang erfuhr.

Agamemnon.

Wo fandest du den Todten, oder wer bracht' ihn dir?

Hekabe

(auf die greise Magd deutend:)

Die dort: sie traf ihn auf des Meers Gestaden an.

Agamemnon.

Den Todten suchend, oder sonstiger Müh' bemüht?

Hekabe.

Das Bad zu holen ging sie für Polyxene'n.

Agamemnon.

Es scheint, der Gastfreund stieß ihn nach dem Mord in's Meer.

Hekabe.

Als Wellenbeute, dergestalt zerfleischt den Leib.

Agamemnon.

Ach, Schauerliche, gränzenlos Gequälte du!

Hekabe.

Aus ist's, und meiner Leiden Kelch, Agamemnon, voll!

Agamemnon.

O Jammer! Giebt's ein zweites gleich unglücklich Weib?

Hekabe.

Nein, — wenn die Unglücksgöttin selbst abrechnest du!

(Eine kurze Pause. Mit veränderter Stimme.)

Indeß vernimm nun, weßenthalb zu deinem Knie
Ich flehend sinke. Wenn für recht du hältst den Schlag,
Der mich getroffen, trag' ich ihn; doch andernfalls
Sei mir ein Rächer jenes frevelhaftesten
Gastfreundes, welcher, weder vor des Schattenreichs
Noch vor des Himmels Göttermacht mit Furcht erfüllt,
Die frevelhafteste Missethat begangen hat:
Er, der so oft an Einem Tisch mit mir gespeist
Und unter meinen Lieben stets den ersten Platz

Als Gast behauptet, reichlich nach Gebühr bedacht
Und meiner aufmerksamen Huld in Dank geneigt:
Gleichwohl gemordet hat er ihn, und nicht einmal
Dem Opfer seiner Mörderfaust ein Grab gegönnt,
Nein, frech in's Meer geschleudert mir den theuern Sohn!

(Eine kurze Pause.)

Ich freilich steh' ohnmächtig, eine Sklavin, da;
Doch mächtig sind die Götter und ihr königlich
Gesetz; denn ihr Gesetz bestimmt uns Sterbliche
Zum Götterglauben und entscheidet, wer von uns
Gerechten oder ungerechten Wandels lebt:
Wenn dieß Gesetz, in deinen Händen ruht es ja,
Zu Grunde geht, und wenn der Strafe künftighin
All' Jene ledig bleiben, die mit Mörderhand
Gastfreunde tödten oder freche Plünderung
Der Götterheiligthümer wagen, dann besteht
Kein Funke von Gerechtigkeit auf Erden mehr!
Erachte denn dergleichen für verbrecherisch,
Erbarm' dich huldreich meiner, schenk' Mitleiden mir,
Und wie ein Maler stelle frei vor mich dich hin,
Betracht' und schaue Zug für Zug mein Jammerbild.
Einst Fürstin, bin ich Arme deine Sklavin jetzt,
Einst reich an Kindern, jetzt betagt und kinderlos,
Herdlos, vereinsamt, ach, der Welt Elendeste!

(Agamemnon kehrt ihr betroffen den Rücken zu.)

Weh mir, ich Arme, wende dich nicht scheu zurück!
Umsonst, so scheint es, sprech' ich, ach, ich armes Weib!
Wir Sterbliche freilich plagen uns gewissenhaft
Mit allen andern Künsten, voll von Lernbegier,
Doch sie, die einzige Königin der ganzen Welt,
Die Kunst der Rede, diese mag gleichwohl der Mensch
In keiner Weise mittelst Fleiß und mittelst Geld
So hochvollkommen lernen, bis er siegend spricht
Und seiner Zwecke jeden auch zugleich erreicht!

(Eine kurze Pause. Mit veränderter Stimme:)

Wie soll ein Glück noch hoffen nun ein armes Weib?
Der Kinder, ach, so reiche Zahl, sie ist dahin,
Ich selbst, gefangen, sterbe durch die Schmach erdrückt:
Dort springt der Rauch, ich seh' es, über die Stadt empor!

(Agamemnon verharrt in seiner abgewandten Stellung. Halb zur Seite, nach kurzer Pause, fortfahrend:)

Auch das verhallt, ich fürcht' es, wenn ich nun zum Stoff
Der Liebe greife; muthig sei's jedoch versucht.

(Laut zu Agamemnon:)

Die Seherin, meine Tochter, durch der Phryger Mund
Genannt Kassandra, dir zur Seite schlummert sie.
Wie willst du trauter Nächte Huld vergelten, Fürst,
Wie seliger Küsse Wonnescherz? Mit welchem Dank
Belohnst du meine Tochter, und durch sie auch mich?
Merk' auf denn also: Schaust du diesen Todten dort?
Das Gute, das du diesem thust, das thust du, traun,
Dem eigenen Schwager!
Einen Punkt nur noch vernimm.
O hätt' ich Stimme, hätt' ich Sprach' in beidem Arm,
In beider Hand, in Locken und in beidem Fuß,
Sei's durch die Kunst des Dädalos, sei's durch Götterkunst,
So daß der ganze Stimmenchor in Einem Strom
Der Klage sich an deine Kniee heftete,
Und dir zur Seele riefe tausendtönigen Schalls:
„Ach, Herrscher, ach, du größter Stern des Griechenvolks,
Gehorch' der Bitte, reiche deine Rächerhand
Der Greisin, voll Erbarmen, ist sie auch ein Nichts!
Dem Guten ziemt es, daß er Schutz dem Recht verleiht,
Und Bösen anthut Böses stets und jeden Orts.

(Agamemnon kehrt sich theilnehmend zur Hekabe.)

Chor.

O Wunder, wie auf Erden Alles bunt sich wirrt,
Und wie der Gesetze hohe Hand den Zwang beherrscht,
Indem sie selbst den ärgsten Feind zum Freunde macht,
Wie auch den einstgeliebten Freund zum Widerpart!

Agamemnon.

Mitleid erfüllt mich, traun, mit dir und deinem Sohn
Und deinem Schicksal, Hekabe, wie mit deiner Hand,
Der flehend ausgestreckten: ja, ich will, es soll
Sowohl der Götter wegen als dem Recht zulieb
Der schnöde Gastfreund büßen dir, wie du's begehrst,
Wenn nur in solches helles Licht die Sache tritt,
Daß du sowohl Genüge hast, als auch das Heer
Nicht auf die Meinung falle, daß ich meinerseits
Dem Thrakerfürsten um Kassandra's willen blos
Den Tod bereitet hätte! Denn ich sage dir,
Ein schlimmer Umstand hat mich tief bestürzt gemacht:
Das Heer betrachtet diesen Mann als seinen Freund,
Dagegen deinen todten Sohn als Griechenfeind;
Sei nun der Todte mein Verwandter immerhin,
So liegt dem Heer doch dieser Punkt weitab und fern.
Wohlan, bedenke solches! Traun, du findest mich
Zu deinem Beistand gerngeneigt und schnellbereit
Zu deiner Hülfe: träg dagegen andererseits,
Wenn vor dem Heer der Danaer mich das Werk beschimpft.

Hekabe
(indem sie sich vom Boden wieder aufrichtet:)

Weh! —
Kein Mann der Erde, wahrlich, ist ein freier Mann!
Des Geldes Sklav' ist dieser, Sklav' der Dürftigkeit
Ein Anderer, Sklav' des Haufens der, und schriftlicher
Staatssatzung jener, da der Staat den Bürger hemmt,
Sich so zu zeigen, wie es ihm das Herz gebeut.
Du zitterst, Fürst, und scheust den Pöbel allzusehr:
Von dieser Furcht denn mach' ich frei dich alsobald!
Mitwisser blos mir sollst du sein, wenn mein Gericht
Am Mörder ich vollstrecke, nicht Mithandelnder.
Nur wenn von Danaerseite her, im Augenblick,
Wo seinen Lohn der Thraker nach Gebühr empfängt,
Getümmel ausbricht oder Helferhand sich regt,

Schreit' ein, wenn auch im Stillen nur, zu meinem Heil.
Sonst sei getröstet! Alles richt' ich trefflich aus.

Agamemnon (überrascht:)

Wodurch? Was willst du? Mit dem Schwert in greiser Hand
Erschlagen ihn, den fremden Thrakischen Bösewicht,
Mit Gift ihn tödten, oder mit Hülfe, sprich, woher?
Wo hast du Beistand? Welcher Freunde harrest du?

Hekabe (auf das nahe Zelt deutend:)

Mein Dach umschließt dort einen Schwarm von Troerfrau'n.

Agamemnon.

Du meinst die Beutefrauen wohl, der Griechen Fang?

Hekabe.

Mit diesen Genossinnen führ' ich aus das Rachewerk!

Agamemnon.

Wie aber siegen Frauen über Männer ob?

Hekabe.

Die Ueberzahl thut Wunder, mit der List im Bund!

Agamemnon.

So ist's; indeß die Frauen sind ein schwach Geschlecht.

Hekabe.

Wie? Sind Aegyptos' Söhne nicht durch Frauenhand
Erlegen? Haben Frauen nicht auf Lemnos einst
Bis auf die Wurzel weggefegt den Männerstamm?
Nein, laß mich handeln!
Doch genug von diesem Punkt.

(Auf eine ihrer Dienerinnen deutend:)

Geleite das Weib dort sicher mir durch's Lager, Fürst!

(An die Dienerin:)

Zum Thrakischen Gastfreund reise du, und sprich zu ihm:
„Die einstige Troerfürstin läßt dich rufen, Herr,

Die Hekabe, mehr zu deinem als zu ihrem Heil,
Samt deinen Söhnen; denn sie will, daß ihrem Wort
Auch diese lauschen!“

(Die Dienerin nähert sich dem Gefolge Agamemnons, an welchen Hekabe fortfährt:)

Meiner frischgeschlachteten
Polyxene Grabmalfeier nun, o Fürst, verschieb’,
Auf daß die zwei Geschwister, Leib an Leib, verbrannt
Durch Eines Scheiterhaufens Gluth, das doppelte
Herzblatt der Mutter, gleichen Rasens Hülle deckt!

Agamemnon.

Recht gern erfüll’ ich’s! Wehte frischer Segelwind,
So müßt’ ich freilich dein Gesuch abweisen, Weib;
Doch da ein Gott uns günstigen Hauch versagt, so muß
Vor Anker bleiben, harrend auf den Wind, das Heer.
Gelinge das Rachwerk! Frommt es doch der ganzen Welt,
Dem Staat wie Bürger, wenn der Mensch, der Böses thut,
Auch Böses leidet, und das Glück dem Guten lacht.

(Agamemnon begiebt sich nach dem Lager zurück; die Hekabe mit ihrem Gefolge geht in ihr Zelt. Auch die Leiche des Polydoros wird zur Seite geschafft. Der Chor bleibt allein auf der Bühne.)

Vollstimmiger Chorgesang.

Erste Strophe.

Du, mein heimisches Troja, wirst
Nicht der Stolz mehr heißen unzwinglicher Städte:
Denn der Speer einhüllenden Griechengewölkes,
Er zerbrach, er zerbrach dich!
Abgeschnitten dir ist der Burgkranz,
Aufwallenden Rauches Qualm
Hat dich kläglich umschwelt und schmachvoll:
Nie mehr wall’ ich in deinen Räumen!

Zweite Gegenstrophe.

Mitternächtlich erlag ich, ach,
Als umfloß mein Auge der liebliche Schlummer

Nach dem Schmaus; schon ruhte der fröhlichen Opfer
Und der Reigengesänge
Müd' in einem Gemach der Gatte,
Sein Speer an dem Pflock der Wand:
Nicht mehr sah er den Schwarm der Griechen,
Der zur Ilischen Burg hereinschwoll.

Zweite Strophe.

In straffe Litzen schnürt' ich mir
Die Locken schöngeringelt ein,
Mein Auge tauchend
In Strahlenfluthen der Goldspiegel,
Um zu sinken in's weiche Lager:
Da brauste Getümmel die Stadt entlang!
Durch Troja's Gassen scholl des Schlachtrufes Ton:
Griechen, auf, wann schmettert ihr, wann in den Staub
Ilions Zinnen und kehrt siegreich zur theuern Heimath?"

Zweite Gegenstrophe.

Ich sprang vom trauten Bett empor,
Einröckig, gleich der Dorermaid,
Und kniet' umsonst, ach,
Ich Arm', an Artemis' Bildsäule!
Angesichts des erschlag'nen Gatten ward ich
Zur Woge des Meeres hinausgeschleift,
Umblickend oft zur Stadt, indeß Hellas' Schiff
Spannte heimwärtstragende Segel und mich
Ilions Auen entriß: ich Aermste stand verzweifelnd!

Schlußstrophe.

Dich, Dioskurenschwester, o Helene, traf mein Fluch, und dich auch, Hirte des Idagebirgs,
Leidparis, da mich, ach,
Aus meinem Vaterland und Haus
Wegstieß in's Elend deine verderbliche Buhlschaft, — nein, ein arger Rachgeist!

Dich, Helene, trage nimmer das wogende Meer zurück,
Nimmer zurück in das Haus der Väter!

(Eine Pause.)

Fünfter Akt.

Gegen das Ende des Chorgesanges, womit wir den vierten Akt ungefähr abschließen durften, sieht man bereits den König Polymestor mit seinen zwei Söhnen und mit Gefolge die Bühne beschreiten. Darauf begiebt sich die Dienerin, welche den König geholt hat, in das Zelt der Hekabe, um dieser die erfolgte Ankunft des Gastfreundes zu berichten.

Erste Scene.

(Hekabe tritt aus dem Zelte, mit dem Zeichen tiefer Trauer. Polymestor begrüßt sie sofort durch die folgende Anrede, indem er ihr langsam entgegengeht.)

Polymestor. Hekabe. Der Chor.

Polymestor

(Anfangs wie halb für sich sprechend:)

Ach, liebster Freund, mein Priam! Liebste Freundin du,
O Hekabe, meine Thränen fließen, wenn ich so
Dich wiedersehe, deine theure Vaterstadt
Und deine Tochter, die der Tod so eben nahm!
Weh! —

(Hekabe erwiedert nichts.)

Nichts hat hienieden Dauer! Ehr' und Ruhm verblüht,
Und wer beglückt ist, fürchte, daß sein Glück entweicht.
So kneten Götter unser Loos in Ebb' und Fluth,
Und rollen ihre Donner her, daß wir sie blind
Anbeten sollen. Doch was frommt der Klagestrom
Um diese Dinge? Keine Wunde heilt davon!

(Hekabe schweigt noch immer.)

Wenn du mich aber tadelst, daß ich fern dir blieb,
Sei still! Denn tief in Thrakiens Marken weilt' ich just,
Als du hieherkamst; wie ich dann, zurückgelangt,
Bereits den Fuß schon über meine Schwelle hob,
So lief mir stracks entgegen diese deine Magd,
Und ihren Auftrag hörend, eilt' ich schnell hieher.

Hekabe
(indem sie halb abgewendet das Wort nimmt:)

Die Scham, Polymestor, hält mich ab, dir in's Gesicht
Zu schauen, da mich solchen Jammers Fluth umringt!
[Denn wer mich ehmals glücklich sah, deß' scheu' ich mich,
Gestürzt in dieses Herzeleid, worin ich bin,
Und nicht vermöcht' ich graden Blicks ihn anzuschau'n.
Nimm's nicht indeß als Uebelwollen gegen dich,
Polymestor! Auch verbeut es mir zum Theil der Brauch,
Daß Frauen nicht den Männern frech in's Auge schau'n.]

Polymestor.

Kein Wunder auch! Doch rede, was bedarfst du mein?
Was hast du mich von meinem Herd zu dir bestellt?

Hekabe.

Etwas Geheimnißvolles möcht' ich dir vertrau'n,
Und diesen deinen Söhnen; laß denn dein Gefolg
Ein Stück zur Seite treten hier von diesem Zelt.

Polymestor (dem Gefolge winkend:)

Zurück! Denn sicher ist ja hier der öde Platz.
Du bist mir Freundin, und das Heer der Griechen dort
Mir auch gewogen. Sprich denn nun und zeig' mir an,
Wie kann im Unglück wohl ein Mann, der glücklich ist,
Den Freunden helfen; sieh', ich bin bereit dazu.

Hekabe.

Zuvörderst sag' mir, ob Polydor, mein Sohn, noch lebt,
Den du am Herd besitzest aus des Vaters Hand
Und meiner? Weitere Fragen stell' ich dann an dich.

Polymestor.

Er lebt! Um seinetwegen gräm' dich nimmermehr.

Hekabe.

O Liebster, wie erfreut mich das, du wackrer Mann!

Polymestor.

Was willst du Weiteres hören noch aus meinem Mund?

Hekabe.

Ob er noch fleißig meiner denkt, der Mutter hier?

Polymestor.

Ja, gar mich herbegleiten wollt' er insgeheim!

Hekabe.

Ist auch das Gold heil, das er mit von Troja nahm?

Polymestor.

Gewiß; in meinem Hause liegt es wohlverwahrt.

Hekabe.

Bewach' es hübsch und trachte nicht nach Nächstengut!

Polymestor.

O nimmer! Mir bekomme, was ich hab', o Weib!

Hekabe.

Nun weißt du, wessenthalb ich dich samt Söhnen rief?

Polymestor.

Weiß nicht! An dir liegt's, daß den Grund du endlich nennst.

Hekabe.

Es liegt, — o Heißgeliebter, mir so theurer Freund — —

Polymestor

(sie neugierig unterbrechend:)

Was liegt, wovon ich sammt den Kindern wissen soll?

Hekabe.

Versenkt ein Goldschatz unsers Stamms aus alter Zeit.

Polymestor.

Das ist es, was du deinem Sohn anzeigen willst?

Hekabe.

Ja; durch dich selber; denn du bist ein frommer Mann!

Polymestor.

Was nützt dabei, sprich, meiner Kinder Gegenwart?

Hekabe.

Daß diesen, wenn du stürbest, auch bekannt es sei.

Polymestor.

Ein wahres Wort! So ist es klüger jedenfalls.

Hekabe.

Du kennst Athene's Tempel wohl in Ilion?

Polymestor.

Liegt da der Goldschatz? Welches Zeichen ist darauf?

Hekabe.

Ein schwarzer Felsblock, der ihn hoch aufragend deckt.

Polymestor.

Ist dieses Alles, was du mir von dort erzählst?

Hekabe.

Du sollst den Schatz auch hüten, den ich mitgebracht!

Polymestor.

Wo ist er? Trägst du ihn vielleicht im Kleid versteckt?

Hekabe.

Im Beutehaufen dieses Zelts bewahr' ich ihn.

Polymestor.

Wo? Danaerhafenhütten nur erblick' ich hier.

Hekabe.

Die kriegsgefangenen Frauen birgt ein eigen Zelt.

Polymestor.

Ist drinnen Alles sicher und von Männern leer?

Hekabe.

Kein Danaer hält sich drinnen auf, nur wir allein.
(Indem sie ihn nach dem Zelt geleitet:)
Doch tritt in's Zelthaus; auch die Danaer schon verlangt's,
Das Segel heimzuwenden aus dem Troerland; —
(zweideutig fortfahrend:)
Wenn deiner Reise vollen Zweck erreicht du hast,
So nimm an deiner Kinder Hand den Weg zurück
Zur Stätte, die du meinem Sohn zur Wohnung gabst!

(Polymestor mit seinen Söhnen und die Hekabe mit ihrem Gefolge begeben sich in das Zelt. Der Chor bleibt allein zurück.)

Zweite Scene.

Der Chor. Bald darauf **Polymestor** im Zelte.

Chor (zu Polymestor:)

Du ziehst den Pfad der Buße, denn die Buße kommt!

Freie Strophe.

Aehnlich dem Schiffer, der in portlosen Schwall
Versank überzwerch, hauchst du das Leben aus,
Erstickt jammervoll!
Wer in der Dike Schuld,
Oder in eure Schuld, Götter, verfallen ist,
Racheverderben trifft, Racheverderben ihn!

Dich täuscht die Hoffnung dieses Gangs: er lockt im Tod
Nieder zum Hades dich, du Elender, ach!
Du stirbst kläglich hin von kriegsfeiger Hand.

(Eine Pause. Tiefe Stille.)

Polymestor
(unsichtbar, im Zelt der Hekabe, schreiend:)

Weh' mir, geblendet wird mir, ach, das Augenlicht!

Chor.

Vernehmt ihr drinn des Thrakers Wehausruf, ihr Frau'n?

Polymestor (wie oben:)

Und aber weh' mir! Kinder, schlimmen Mordes Raub!

Chor.

Ihr Frau'n, ein zweiter Jammer ist vollbracht im Zelt!

Polymestor (wie oben:)

Entrinnen, wahrlich, sollt ihr nicht mit flinkem Fuß:
Des Zelts geheimste Winkel schlag' ich donnernd ein!

Chor.

Da seht, gewuchtiger Hand entsaust ein Wurfgeschoß.
Auf, laßt in's Zelt uns springen! Denn die höchste Noth
Ruft uns, der Hekabe beizustehn und ihren Frau'n.

(Während der Chor nach dem Zelte sich hinbewegt, öffnet dieses Hekabe, eilig heraustretend. Die Troerinnen folgen einzeln nach.)

Dritte Scene.

Hekabe. Der Chor. Bald darauf **Polymestor.**

Hekabe
(mit triumphirendem Hohne nach dem Zelte hinrufend:)

Durchbrich die Pforte, schone nicht, stoß' Alles ein:
Den Augen wirst du nimmer doch den hellen Stern

Einsetzen wieder, nimmer deine Kinder auch
Als Lebende wiederschauen, die ich hingewürgt!

Chor.

Erlag der Thraker wirklich, sprich, von dir besiegt,
O Herrin? Hast du dieses, was du sagst, vollbracht?

Hekabe.

Du schaust sofort ihn draußen vor des Zeltes Thür,
Wie blind mit blindem irrem Fuß er strauchelnd tappt,
Und seine beiden Söhne, die ich hingewürgt
Mit Hülfe dieser heldenmüthigen Troerfrau'n:
Er hat gebüßt mir!

(Polymestor drängt sich aus dem Zelte hervor.)

Doch da tritt er, wie du siehst,
Heraus! Ich geh' ihm aus dem Weg und weich' ein Stück
Ihm aus, dem zornerglühten Thrakischen Wütherich.

(Hekabe stellt sich an die Seite des Chores. Polymestor schleppt sich kriechend aus der Pforte, wo er die Leichen seiner beiden Kinder zurückläßt.)

Polymestor

(indem er zu kriechen fortfährt, langsam und stockend:)

Erste freie Strophe.

Wo soll, ach, ich stehn, wo geh'n, wo land' ich?
Den Vierfüßlergang des Waldungethüms
Ahm' ich mit Hand und Fuß den Pfad suchend nach!
Wohin? Bald gradaus, bald links, bald rechtshin
Schreit' ich, damit ich auffange die Brut Troja's,
Die Mannmörderbrut, welche vertilgt mich hat!
Ihr elenden Frau'n, ihr elenden, aus Phrygiens Reich,
ihr, ach,
Fluchwürdigen! Wo, traun, schlüpfen sie hin,
In die Winkel geduckt?
Heile mich Sonnengott, heile mich Blinden hier,
Welcher dich ruft mit bluttriefendem Augenstern:
Gieb mir das Licht wieder!

Zweite freie Strophe.

(Polymestor vernimmt Gewisper und Fußtritte; er springt zornig aus seiner bisherigen gebückten Stellung auf.)

Ha, ha!
Nur still, nur still! Dort hör' ich den Tritt
Der verborgenen Frau'n, wie sie schleichen umher.

(Indem er wild umherrennt:)

Wo stürz' ich mich hin,
Um an Fleisch und Gebein mich zu mästen
Und zu halten ein Mahl, wie das Raubthier hält,
Zum Preis meiner Schmach, zum Lohn meines Fluchs und Mords? Aermster ich!

Dritte freie Strophe.

(Indem er sich umwendet und den Eingang des Zeltes sucht:)

Wo schweif' ich umher?
Wo bin ich? Was gab ich die Kinder anheim
Der zerschlitzenden Faust des Bakchantengezüchts
Aus Hades' Schlund, —
Zum Schlachtopfermahl, zum Jagdhundeschmaus,
Zum Hinwurf für das Wild?
Wo geht, wo hält mein Fuß an?
Gleich dem Schiff, reff' ich mein linnengewebtes Tuch
Ankettenden Tau's, um zu springen an's Bett,
Zu meiner Kinder Wacht, die todt dort schlafen!

(Er trifft das Zelt.)

Chor.

Unseliger, wahrlich, hartes Leid ist dir gescheh'n!
Doch schnöder Frevel erntet auch den schlimmsten Lohn.

Polymestor.

(Während er vor den Kindern, die er getroffen hat, am Boden liegt:)

Vierte freie Strophe.

Wehe! Vernimm, Thrake's
Lanzige Schaar, Panzerheer, reisiger Schwarm, du Geschlecht des Kriegs!

Vernehmt, Achäer! Vernehmt, Atreiden!
Zur Schlacht, zur Schlacht heran! Auf, zur Schlacht!
Eilet und kommt, bei den Göttern, kommt!

(Er schweigt lauschend.)

Hört Keiner? Steht mir Keiner bei? Was zaudert ihr?
Ach, Frauen, Frauen haben
Mich umgebracht, gefang'ne Brut!
Schlimmstes, Schlimmstes erfuhr ich, weh! Wehe mir, mein Schmachloos!
Find' ich Zuflucht? Find' ich Rettung?
Flieg' ich auf himmelwärts nach des Zeus hohem Dach,
Wo Orion leuchtet und Sirius feuriges Licht
Dem Aug' herabstrahlt? Fahr' ich der Jammervolle
Zum nachtdunklen Sund nieder des Schattengotts?

(Er hält gebrochen inne.)

Chor (gleichgültig:)

Kein Wunder, wirft das arme Leben hin ein Mensch,
Wenn ihn des Jammers Uebermaß zu Boden drückt!

Vierte Scene.

(Agamemnon mit Gefolge betritt eilig die Bühne, aus dem Zeltlager der Griechen zurückkehrend, und ergreift sofort das Wort.)

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamemnon.

Gekreisch vernehmend komm' ich! Denn der Widerhall,
Der Sohn des Felsgebirges, hat so laut und hell
Durchdröhnt das Lager, daß Bestürzung uns ergriff.
Ja, wüßten wir nicht Alle, daß der Phryger Burg
Längst hingerafft sei durch den Speer der Danaer,
Gewaltigen Schrecken hätte dieß Getös erregt!

(Polymestor nähert sich ihm von dieser, Hekabe langsamer von jener Seite.)

Polymestor.

O Liebster, — denn an deiner Stimme hab' ich dich
Erkannt, Agamemnon! — siehst du hier, was mir gescheh'n?

Agamemnon

(indem er ihn erstaunt betrachtet und umhersieht:)

Ha!
Polymestor, Unglückseliger, wer hat dich zermalmt?
Wer hat des Auges Sehe dir mit blut'gem Stoß
Geblendet, und getödtet deine Söhne hier?
Gewaltigen Groll, wahrhaftig, mußt' er gegen dich
Und deine Kinder hegen, wer es immer war!

Polymestor.

Die Hekabe sammt den kriegsgefangenen Frauen hat
Mich umgebracht, nein, schlimmer noch als umgebracht!

Agamemnon

(indem er sich an die näher getretene Hekabe wendet:)

Was hör' ich? Hast gethan die That da wirklich du?
Solch' Unerhörtes, wagtest du's, o Hekabe?

Polymestor

(die Anwesenheit der Hekabe aus den Fragen vermuthend:)

Weh' mir, was sagst du? Steht sie mir denn nahe wo?
Zeig', sprich, wo steht sie, daß ich mit der Faust sie jach
Zerreißen kann und baden mach' in ihrem Blut!

(Er will vorwärts stürzen.)

Agamemnon (ihn festhaltend:)

Heda, was schwärmst du?

Polymestor.

Laß mich, bei den Göttern, laß
Die rasenden Fäuste legen mich an dieses Weib!

Agamemnon

(indem er ihn wieder frei läßt:)

Steh! Wirf hinweg aus deiner Brust die Barbarei
Und sprich, damit ich, wenn ich dich und diese da
Der Reihe nach vernommen, mit gerechtem Spruch
Entscheiden kann, weßhalb du solch Geschick erfuhrst.

Polymestor

(indem er sich keck hinstellt:)

So sprech' ich! Polydoros hieß ein jüngster Zweig
Des Priamosstammes, aus dem Schooß der Hekabe
Entsprossen: diesen hatte denn aus Troja's Stadt
Zu mir gesandt, ihn aufzuziehen an meinem Herd,
Sein Vater Priamos, ahnend wohl bereits im Geist
Den Fall von Troja. Wisse, daß ich diesen Sproß
Erschlagen habe! Doch warum ich ihn erschlug,
Vernimm: mit weisem Vorbedacht und klug geschah's.
Mich bangt', es möchte jener dir feindsel'ge Zweig,
Wenn er erhalten bliebe, Troja frisch und neu
Auffammelnd bauen; ihr Achäer aber dann,
Wenn ihr vernommen, daß ein Priamsohn noch lebt,
In's Phrygerland anstellen einen zweiten Zug
Und diese Fluren Thrakiens abermals dabei
Verheerend plündern, also, daß der Troerfluch
Das Reich der Nachbarn gleicher Art, wie jetzt geschah,
O Fürst, ergriffe!

(Eine Pause. Mit veränderter Stimme:)

Hekabe nun, als sie erfuhr
Des Sohnes tödtlich Endgeschick, bethörte mich
Mit Lug, als ob sie Willens sei, verborgene
Goldkammern anzuzeigen mir in Ilion
Von Priamos' Haus; drauf lockte sie mich Einzelnen
Mit meinen Kindern nach dem Zelt, damit davon
Kein Anderer wissen sollte. Drinn denn setzt' ich mich
Gemächlich nieder, mitten auf das Ruhebett,

Und eine Menge Troerfrau'n, theils rechter Hand,
Theils linker, nahmen neben mir so traulich Platz,
Als wär's an Freundes Seite, lobten mein Gewand,
Das Werk Edonischer Spindel, und beguckten es
Im Licht des Tages. Dort besah ein andrer Schwarm
Neugierigen Auges meinen Thrakischen Riemenspieß,
So daß ich plötzlich baar der beiden Lanzen war.
Die Mütter endlich aus der Schaar, sie schaukelten
In den Armen meine Kinder, wie vor Freude toll,
Und schoben wechselsweise sie von Arm zu Arm,
Um aus des Vaters Nähe wegzuspielen sie.

(Eine kurze Pause.)

Da nun, wer sollt' es glauben? auf den sanften Fluß
Windstillen Willkomms rissen sie mit Einem Mal
Aus ihren Gewändern Degen und erstachen dort
Die Söhne, während hier ein Schwarm die Hände mir
Umklammert festhielt samt dem Fuß, nach Räuberart:
So oft ich, um den Söhnen beizustehn, das Haupt
Emporzurichten suchte, riß die Brut mich flugs
Am Haar zurück, und rührt' ich einen Arm, so war
Vergebens all' mein Ringen bei der Ueberzahl.
Zuletzt indessen, Jammer über Jammer, that
Die Brut das Schlimmste! Jach mit Spangen fuhr sie los
Auf meiner armen Augen Sterne, stechend sie,
In Blut sie badend!
Raschen Sprungs alsdann verschwand
Die Schaar im Zeltraum. Wie ein Leu erhob ich mich
Und setzte nach den blutbefleckten Hündinnen,
Durchforschend, einem Jäger gleich, die Wände rings,
Einhauend, stoßend, wetternd.
Sieh', das ist der Lohn,
Agamemnon, der mir deinethalb geworden ist,
Und weil ich hingemordet habe deinen Feind!
Doch spann' ich meine Rede kurz! Wofern den Frau'n
In frühern Tagen Böses nachgesagt ein Mensch,
Oder heut sie schilt, oder künftighin sie schelten will,

All' ihre Klagen fass' ich in das Eine Wort:
Zu Land und Wasser nährt die Erde kein Gezücht
Wie dieses! Jeder Kenner weiß ein Lied davon.

Chor.

Sprich nicht so frech, und wenn es schlecht dir selbst erging,
So wirf die Frau'n nicht alle doch in Einen Topf!
Aus unserer Mitte macht ein Theil sich hassenswerth,
Wir Andern zählen ohne Grund den Schlechten bei.

(Hekabe stellt sich inzwischen vor Agamemnon hin.)

Hekabe.

Agamemnon, daß die Zunge doch auf Erden nicht
Der Geltung mehr besäße, denn die off'ne That!
Der Thäter guter Werke sollt' auch gutberedt,
Der Thäter schlechter nur ein Redestümper sein
Und nimmer ungerechte That mit Redeschmuck
Ausstatten können. Freilich, die das Letztere
Vermögen, nennt man „Weise“, doch behaupten sie
Den Namen „Weise“ keineswegs in Ewigkeit:
Sie enden schmachvoll! Keiner noch entrann dem Fluch.

(Sie hält inne.)

Das sei das Vorspiel, das ich richt' an dich, o Fürst!

(Indem sie dem Polymestor gegenübertritt.)

Nun schlag' ich diesen, Punkt für Punkt antwortend ihm:
Du sagst, um wiederholten Krieg den Danaern
Zu sparen, und Agamemnons wegen hättest du
Gemordet meinen Sohn! Allein, Erzbösewicht,
Zuvörderst wird wohl nun und nimmer Hellas' Volk
Den Barbaren Liebe schenken, ja, wird das vielleicht
Auch nimmer können. Sprich vielmehr, weswegen du
Ein Mörder wurdest? War's zu eines Schwiegersohns,
Zu eines Vetters Frommen? Oder was trieb dich sonst?
Etwa die Sorge, daß die Halme deines Felds
Ein zweiter künftiger Flottenzug absense dir?
Wem hoffst du weißzumachen das?

Das Gold allein,
Wenn du die Wahrheit sprechen willst, hat meinen Sohn
Dahingerafft, und deine schnöde Habbegier!
Denn laß mich weiter hören; sprich, wie kam es, daß,
So lange Troja glücklich war, sein Mauerkranz
Die Stadt noch hielt umgürtet, Priamos selbst noch frisch
Am Leben war, und Hektor's Speer noch stand in Flor: —
Wie kam es, daß du nicht bereits zu jener Zeit,
Wenn anders einen Gefallen du dem Fürsten hier
Erzeigen wolltest, meinen Sohn, den du am Herd
In deinen Händen auferzogst, gemordet hast,
Oder lebend ausgeliefert hast den Danaern?
Nein, erst als unser Segenslicht erloschen war,
Und Rauch die Stadt in Feindeshand verkündigte,
Da erst erschlugst du deines Dachs harmlosen Gast!

(Sie hält inne.)

Noch mehr! Erfahre weiter, welch ein Wicht du bist.
Du mußtest, wenn der Griechen Freund du wirklich warst,
Das Gold, des Todten Eigenthum, wie selbst du sagst,
Nicht deins, vertheilen gehen an die dürftigen
Und von der Heimathserde schon so lange Zeit
Getrennten Krieger: du jedoch, du magst das Gold
Auch heut noch nicht aus deiner Hand fortgeben, nein,
Du hältst's noch immer starr und steif im Hause fest.

(Mit erhobener Stimme:)

Ach, hättest meinen Sohn du doch, so wie du ihn
Aufziehen mußtest, aufgezogen und ihn mir
Erhalten, wahrlich, schöner Ruhm fiel dir anheim!
Stellt doch in Noth der Edle stets als wahrsten Freund
Sich dar: das Glück lockt Freund' um sich aus aller Welt.
Gesetzt, du lebtest ärmlich, er im Ueberfluß,
So hattest du in meinem Sohn den reichsten Schatz!
Nun stehst du dieses Freundes durch dich selbst beraubt,
Des Golds gehoffter Segen ist zugleich dahin
Samt deinen Söhnen, und dir selbst ward solch ein Loos!

(Indem sie sich von ihm abwendet:)

Dir, Fürst Agamemnon, sag' ich nun zum Schluß: wofern
Du diesem beistehst, zeigst du dich als schlechten Mann;
Denn keinem Gastfreund, frommgesinnt und pflichtgetreu
Und rein und edel, reichtest dann die Hand du dar:
Wir sagten laut, du selber liebst die Frevlerbrut,
Als ihr Genoß; doch — meinen Herrn, ihn schmäh' ich nicht!

Chor.

Hört, hört! Die gute Sache giebt auch Stoff und Kraft
Zu guten Reden allezeit den Sterblichen.

Agamemnon.

In fremden Händeln Recht zu sprechen, macht mir Pein;
Allein ich muß es! Denn mit Ehren könnt' ich nicht
Abweisen diese Sache, die in die Hand ich nahm.

(Zu Polymestor:)

Mich dünkt, vernimm' es: weder mir zulieb, noch auch
Der Danaer wegen hast du hingewürgt den Gast,
Nein, um das Gold zu rauben ihm an deinem Herd!
Und nun im Unglück sprichst du, was dir dienlich ist.
Heißt Gästemord euch Thrakern nur ein leichtes Spiel:
Uns Griechenvölkern gilt für Gräu'l ein solches Werk!
Wie spräch' ich ungetadelt nun dich frei von Schuld?
Das wär' unmöglich! Sieh', du hast dich schnöde That
Zu thun erdreistet, dulde denn auch schlimmen Lohn.

(Er wendet sich von ihm ab. Stille umher.)

Polymestor.

Weh mir, ich bin, so scheint es, durch ein Sklavenweib
Besiegt und zahle Buße nun dem schlechtern Theil!

Hekabe.

Und nicht mit Recht wohl, Missethäter, der du bist?

Polymestor.

Weh mir, ihr theuern Kinder! Ach, ich blinder Mann!

Hekabe.

Dich schmerzt's! Und m e i n Sohn? Glaubst du denn, der
schmerzt mich nicht?

Polymestor.

Dich freut es, mein zu höhnen, Allverruchte du!

Hekabe.

Ja wohl, es freut mich, daß an dir ich Rache nahm!

Polymestor (boshaft drohend:)

Bald wirst du jammern, wenn die feuchte Fluth der See —

Hekabe (ihn unterbrechend:)

Nach Griechenlands Gefilden wohl mich steuernd trägt?

Polymestor (fortfahrend:)

Vielmehr, vom Topmast fallend dich begraben wird!

Hekabe.

Wer zwingt gewaltsam aber mich zu solchem Sturz?

Polymestor.

Du selber kletterst auf den Mast des Schiffs hinauf.

Hekabe.

Mit Flügeln meiner Schultern? Oder, sprich, wie sonst?

Polymestor.

Als eine Hündin, deren Auge Feuer sprüht!

Hekabe.

In Hündin umgewandelt? Sprich, wie weißt du das?

Polymestor.

Dionys, der Thrakische Seher, hat es mir enthüllt.

Hekabe.

Und dir verschwiegen hat er ganz dein eigen Loos?

Polymestor.

Sonst hättest du mich nimmer so mit List umstrickt!

Hekabe.

Beschließ' ich oder leb' ich dort als Hündin fort?

Polymestor.

Du stirbst! — Mit Namen nennt sich deine Gruft dereinst —

Hekabe (ihn unterbrechend:)

Nach meinem Thierleib wohl zum Spott? Wie sonst vielleicht?

Polymestor.

„Das Grab" der armen „Hündin"; Schiffern einst ein Ziel.

Hekabe.

Ist Alles gleich mir, da ich mich an dir gerächt!

Polymestor.

Und auch Kassandra, wisse, deine Tochter, stirbt!

Hekabe.

Ein ekles Fluchwort! Fall' es auf dein eigen Haupt!

Polymestor
(Agamemnon mit der Hand suchend:)

Ein grimmer Haushort, dessen Weib, ermordet sie.

Hekabe.

Von solchem Wahnsinn bleibe fern das hohe Weib!

Polymestor
(mit der nämlichen Geberde:)

Ihm selbst auch giebt sie, hochgeschwungenen Beils, den Tod.

Agamemnon

(drohend auf ihn hingewandt:)

Ei, bist du rasend und begehrst den letzten Streich?

Polymestor.

Fall' aus! In Argos wartet dein ein blutig Bad.

Agamemnon

(seinem Gefolge winkend:)

Schleift ihn sofort, ihr Sklaven, mit Gewalt hinweg!

(Die Diener ergreifen ihn.)

Polymestor.

Schmerzt dich die Kunde?

Agamemnon (abermals winkend:)

Riegelt ihm den Mund sofort!

Polymestor.

Schließt ihn! Ich bin ja fertig.

(Man bindet ihm den Mund zu.)

Agamemnon

(das Gefolge abermals anrufend:)

Werft ihn augenblicks
Auf einer wüsten Insel ersten besten Strand,
Dieweil so frech er poltert und so überlaut!

(Polymestor wird fortgebracht. Agamemnon wendet sich nun zur Hekabe.)

Du aber, arme Hekabe, komm, bestatte nun
Die beiden Leichen!

(Zu dem Chor sich wendend:)

Schnell mit euch in eurer Herrn
Gezelt', ihr Troerfrauen! Denn ich sehe dort
Auch schon nach Haus geleitenden günstigen Segelhauch.
Glück unsrer Heimfahrt! Glück zugleich dem Wiederseh'n
Am Herd der Unsern! Heil dem Ende dieses Kriegs!

(Agamemnon mit Hekabe und Gefolge ab. Der Chor wiederholt im Abgehen die folgenden Anapästen.)

Chor.

Kehrt, Freundinnen, nun zu den Buchten des Meers
Und den Zelten zurück,
Um zu kosten die Last herrschaftlichen Jochs!
Denn ach, starr ist das Verhängniß.

Anmerkungen.

V. 1 u. f. Wie philologische Anmerkungen sagen, soll Ennius, laut einer Stelle des Cicero (Tuscul. I, 16), den „Anfang" dieses Trauerspiels „übersetzt" haben: principium fabulae sic vertisse putatur Ennius, sagt G. Hermann. Von einer „Uebersetzung" des Ennius indessen kann nicht im Entferntesten die Rede sein; nur Philologen, die mit dem Wesen der Uebersetzung unbekannt sind, konnten sich so ausdrücken. Cicero selber sagt kein Wort davon, daß Ennius „übersetzt" habe. Er erwähnt nur, man höre häufig im Theater das „grande carmen", und führt dann die neuerdings von Hermann zusammengestellten Verse an, welche so lauten:

„Adsum atque advenio Acherunte vix via alta atque ardua,
Per speluncas saxis structas asperis pendentibus
Maxumis, ubi rigida constat crassa caligo inferum,
Unde animae excitantur obscura umbra, aperto alti ostio
Acheruntis falso sangui, mortuorum imagines."

Wer zwischen diesem Eingange des Ennius und zwischen dem Anfange unserer Tragödie eine Aehnlichkeit, welche auf eine „Uebersetzung" hinwiese, aufzufinden vermag, der muß bei besonderer Laune sein. Mit der größten Mühe würde man vergebens suchen, mehr zu finden, als ein einziges Wörtlein, nämlich „adsum" (ἥκω), und dieses ist noch obendrein ziemlich elend durch atque advenio erläutert und verbreitert. Die übrigen Worte, so viele deren auch sind, enthalten keine Sylbe von dem, was Euripides sagt. Wir haben blos den Anfang eines Stückes vor uns, welches auf die Unterwelt hinweist und letztere weitläufig beschreibt. Dergleichen Anfänge kann es viele geben. Uebrigens zeugen diese Verse des Ennius von keiner sonderlichen Eleganz; sie erinnern an die Erstlinge deutscher Versuche und an die fortgesetzten Stümpereien derjenigen, welche die deutsche Muttersprache nicht zu behandeln verstehen.

V. 5. Euripides nennt die Hekabe hier die Tochter des Kisseus. Bei Homer dagegen (Il. XVI, 717) heißt sie die Tochter des Phrygerkönigs Dymas. Euripides scheint daher entweder die ältere Mythe verändert zu haben oder anderweitigen antiken Angaben gefolgt zu sein; an ihn wiederum haben sich römische Dichter angeschlossen, Virgil Aen. X, 705, Ovid Metam. XIII, 429 u. f. Einer

zweiten Abweichung von Homer gedenkt Hartung: Den Polydoros kennt zwar Homer als jüngsten und liebsten Sohn des Priamos, den der Vater wegen seiner Jugend nicht in den Kampf gehen lassen wollte, aber erstlich nicht von der Hekabe, sondern von der Laothoë geboren, und zweitens überlebt er den Krieg nicht, sondern wird von Achill getödtet (Il. XX, 408. XXI, 84 u. f.). Also die nämliche Freiheit des Tragöden, die wir im ersten Falle erwähnt haben.

V. 33. Hartung: „Hier wird deutlich gesagt, daß die Scene der Tragödie der Thrakische Chersones sei. Man muß bei der Lesung dieser Tragödie alles dasjenige vergessen, was Euripides in den „Troerinnen" gedichtet hat. Die beiden Tragödien behandeln dasselbe [oder doch das ähnliche] Thema in ganz verschiedener Weise. Hier sind die Griechen sogleich nach der Eroberung Troja's mit der Beute und den gefangenen Frauen von der Troïschen Küste abgesegelt. Aber beim Schiffen entlang der Troïschen Küste hin hat sich über dem Grabhügel Achills der Geist dieses Helden gezeigt, und das Opfer der Polyxene begehrt. Dieß veranlaßte sie, auf der gegenüberliegenden Thrakischen Küste anzulegen, und zu berathen, was zu thun sei. Sie sind nun wiederum in derselben Lage, wie einst zu Aulis: die Rückkehr [nach Griechenland] kann nicht ohne die Opferung einer Fürstentochter stattfinden, wie einst auch die Hinfahrt nach Troja mit einem solchen Opfer erkauft werden mußte. In welcher Weise die Opferung der Polyxene vollzogen wurde, werden wir später sehen."

V. 37. Richtig bemerkt Hartung in seiner Einleitung: „Der Schauplatz der auf der Bühne vorgehenden Handlungen ist die Spitze des Thrakischen Chersonesos, welches an mehr als einer Stelle [deutlichst V. 35—36] deutlich gesagt ist, so daß darüber kein Zweifel obwalten kann noch darf. Der Grabhügel Achills aber befand sich und befindet sich noch jetzt ganz oben auf der, der Spitze des Chersones gegenüberliegenden Küste des Troïschen Landes, links vom Ausflusse des Simois. Darüber kann ebenfalls kein Zweifel stattfinden, weil das ganze Alterthum darüber einverstanden war. Denn Achill sagt bereits bei Homer, daß er neben seinem Patroklos begraben sein wolle, und diesen hat er auf Troïschem Boden beerdigt: ingleichen erzählt Agamemnon in der Odyssee (XXIV, 82 u. f.), daß der gemeinsame Grabhügel für den Achill und seine beiden Freunde Patroklos und Antilochos „auf dem Küstenvorsprung am Hellespont" erhöht worden sei, dergestalt, daß er weithin den Seefahrern sichtbar wäre. Und noch Alexander der Große wußte diesen Grabhügel leicht zu finden, und hat nicht auf der diesseitigen, sondern auf der jenseitigen Phrygischen Küste den Wettlauf um denselben gehalten (Plut. Alex. 15, p. 672). In einer so allgemein bekannten Sache kann der Dichter nicht willkürlich ändern; denn Denkmäler erlauben zwar willkürliche Deutung, aber keine willkürliche Versetzung." Dort erschien denn den Griechen, als sie vorübersegelten, der Geist des Achill auf dem weit in die See hinein zu erblickenden steilgethürmten Hügel des Grabes.

V. 40—41. Hier nennt Polydoros seine Schwester Polyxene ausdrücklich als das geforderte Opfer. Er wußte es als Geist vorher, daß die Griechen die Forderung Achills so auslegen würden. Daß daher im Folgenden nicht gleich bestimmt Polyxene als das Opfer bezeichnet wird, darauf kommt nichts an.

V. 53. Sie schreitet aus Agamemnons Zelt hervor, wo sie ihre mit Seherkraft begabte Tochter Kassandra gesucht, aber, wie es scheint, nicht angetroffen hat. Sie wünschte von ihr die Deutung der bösen Träume zu erfahren. Hartung behauptet mit Recht, daß Hekabe, wie aus Allem hervorgeht, ein besonderes Zelt hatte; es ist aber nicht nöthig, mit diesem Kritiker anzunehmen, daß sie jetzt erst nach dem Zelte des Agamemnon gehen will, um ihre Tochter Kassandra dort zu sprechen, dann aber in Folge der neuen Kunde umkehre. Uebrigens erfahren wir an keiner Stelle des Stücks genau, wo Kassandra inzwischen verweilt. Ja, es scheint aus V. 86 klar hervorzugehen, daß ihre Mutter sie nicht im Zelte des Agamemnon angetroffen hat; denn sie fragt den Chor, wo sie wohl verweile. S. zu V. 84. Obgleich gefangen, genießt Hekabe mit den ihr gehörenden Frauen eine besondere Freiheit und die Achtung des Oberfeldherrn Agamemnon; dieß erfahren wir im Verlaufe der Handlung näher.

V. 70—71. Die Nacht (Nachtgöttin) ist es, die alle Ungeheuer und Schrecken erzeugt, also auch die bösen Traumgebilde. So heißt es auch in der Iphigen. auf Tauris (V. 1232 oder 1262 u. f.): „als Gäa, die zürnende Mutter, die Bilder nächtlicher Träume gebar." Sie besaß zugleich die Kraft der Weissagung.

V. 79. Die Erklärung Hermanns und Anderer, daß hier „die Götter des Landes" verstanden werden sollen, ist falsch. Wo von den finsteren Mächten so eben die Rede ist, denkt man bei einem solchen Anrufe zunächst an diese. Auch würde Hekabe schwerlich leicht die Götter Thrakiens, ohne einen derselben zu nennen, um Hülfe bitten. Vielmehr ist es ein Ruf der Angst und des Schreckens, in Folge der Träume.

V. 80. Hier hat Hermann wieder einmal einen unnatürlichen und geschraubten Ausdruck in Schutz genommen und bevorzugt. Polydor war der letzte Anker des Priamoshauses. Hekabe hatte nur noch Polyxene um sich. Die Kassandra war ihr wenigstens genommen.

V. 85—86. Hekabe darf mit Recht sagen, sie habe noch nie in solcher Bangigkeit geschwebt; sie fürchtete um ihr Letztes.

V. 87—88. Der Seher Helenos, der Sohn der Hekabe, war todt. Denn eben hat die Mutter geäußert, daß Polydoros ihr letzter und einziger Anker sei. Vergl. zu V. 421. Und da sie, bei dem schmerzlichen Anrufe, sich plötzlich besinnt, daß Helenos todt sei, verbessert sie sich gleichsam, indem sie nach der mit gleicher Seherweisheit begabten Kassandra fragt: wo diese ist, weiß sie für den Augenblick nicht. In den Worten übrigens, mit welchen Helenos bezeichnet wird, liegt nicht schlechtweg ausgesprochen, daß er ein Schatten sei; mehr wird darin seine prophetische Göttergabe angedeutet.

V. 94—95. Ueber des Grabs Steinzinne, s. zu V. 37. Vergl. V. 109 u. f.

V. 96—97. Eine bestimmte Troerin erblickt sie im Traume nicht. S. zu V. 40—41. Aber die Mutter ahnt sofort, ihre Tochter Polyxene möchte gemeint sein. Vergl. zu V. 110—117.

V. 110—131. Treffend bemerkt Hartung über den Inhalt dieser Stelle, der Geist des Achill habe nicht ausdrücklich die Polyxene begehrt. „Wäre die Po-

lyxene ausdrücklich benannt gewesen, so hätten die Bestrebungen für ihre Rettung, und die Bitten der Mutter um Verschonuug ihrer Tochter und ihr oben ausgesprochener Wunsch, daß die Opferung wenigstens von ihrem Kinde abgewendet werden möchte, keinen rechten Sinn. Die Stimme des Geistes war von der Art, wie Geisterstimmen zu sein pflegen, so daß man selbst über dasjenige, was man gehört zu haben glaubte, nicht ganz gewiß war. Darum stritt man auch darüber, ob ein Opfer nöthig sei oder nicht. Daß aber, wenn ein Opfer nöthig war, zunächst die Fürstentochter und die Geliebte des verstorbenen Helden [wofür die Sage die Polyxene ausgiebt] dieses Opfer sein mußte, darüber konnte man weniger im Zweifel sein. Also konnte Agamemnon im Voraus wissen, worauf die Sache hinausginge. Ihm gegenüber, der blos den eigenen Vortheil im Auge behielt, läßt der Dichter von den Theseussöhnen rücksichtslos die wahre Ansicht vortragen, daß das Grab eines so wohl verdienten Mannes um jeden Preis, und gälte es auch ein Opfer, das der Feldherr selbst zu bringen hätte, geehrt werden müsse (wie Achill selbst einst in Verbindung mit Kalchas mit gleichem Freimuthe die Chryseïs dem Agamemnon abgefordert hatte). Sie trugen ihre Ansicht jeder in einer besonderen Rede vor, doch der Sinn dieser Reden war der nämliche, daß nämlich das Opfer gebracht werden müsse." Wie Hermann daher behaupten kann, Euripides rede an dieser ganzen Stelle etwas dunkel, sieht man nicht recht ein. Agamemnons Stimme war vornehmlich darauf gerichtet, daß man nicht die Polyxene fordere; die beiden Theseussöhne geben daher klar zu verstehen, Agamemnon wolle die Polyxene um ihrer Schwester Kassandra willen retten. Die beiden Theseussöhne hießen Akamas und Demophon.

V. 154. Der goldumfunkelte oder goldgeschmückte Nacken zeigt uns, daß die Griechinnen um den Hals goldene Zierrathen zu tragen pflegten.

V. 181—197. Die Reihenfolge dieser Verse ist theilweise von Reisig, ganz und gar von Hartung, nach Red' und Antwort von Mutter und Tochter, umgestellt oder geändert worden. Auch Wilhelm Dindorf bemerkt, daß in diesen Versen „die Ordnung der Sentenzen" verwirrt sei, ohne jedoch auf eine Umstellung derselben einzugehen. Nach Hartung nämlich müßten Mutter und Tochter folgendermaßen mit einander verhandeln:

Hekabe.

Weh', weh mir, Tochter!

Polyxene.

Was klagst stöhnend du?

Hekabe.

Schmerz, Schmerz, dein Leben!

Polyxene.

Was berichtet mir das?
(Oder: Was bedeutet diese Kunde?)

Hekabe.

Ach, Tochter, o Tochter! O Mutter ich, ach!

Polyxene.

Was empfängst du mich solch' mißlautenden Schrei's?
Kein Vorspiel ist's von erfreulicher Art!

Sag' Alles mir an, birg's nicht mir so lang'!
Furcht schreckt, Frucht schreckt mich, o Mutter!
Hekabe.
Kind, grausen Gerüchts Graus mach' ich dir kund:
Ich empfing Botschaft, dein Leben verwirkt
Sei nach dem Entscheid des Argeïschen Volks! —
Polyxene.
Weh', weh'! Wie lautet, o Mutter,
Was du Scheußliches sagst? Sprich klarer es aus,
Sprich klarer, o Mutter!
Hekabe.
Dich zu schlachten gedenkt der vereinte
Rathschluß des Argeïschen Volkes am Grab
Des erlauchten Peliden!

So weit erstreckt sich die Umstellung der einzelnen Würfe. Ist diese Anordnung etwa zu billigen? Ist sie die rechte? Scheinbar, könnte man wohl sagen; einleuchtend ist sie nicht. Zuerst wird durch diese Anordnung der ganze Eingang des schmerzlichen Zwiegesprächs matt und langsam gemacht. Es dauert viel zu lange, ehe Mutter und Tochter zur Sache kommen; während bei der gewöhnlichen Anordnung, wie sie in den Handschriften geboten ist, dieser Eingang ungleich treffender lautet. Es könnte sich also nur um die beiden Hauptwürfe handeln, durch welche die Hekabe ihrer Tochter das drohende Unheil in seiner ganzen Größe bezeichnet. Nämlich, es könnte scheinen, daß die Hekabe in ihrer ersten Notiz, daß Polyxene nach Beschluß des Heeres am Grabe des Achill geschlachtet werden solle, das Schlimmere vorausschicke, und in ihrer zweiten Notiz, daß es ihr nach der Entscheidung des Volkes, wie Gerücht sage, an das Leben gehe, etwas Milderes nachbringe. Betrachten wir indessen diese beiden Würfe genauer, so werden wir wahrscheinlich Bedenken tragen, auf die Umstellung einzugehen; psychologische, poetische, dramatische Gründe wiegen diejenige Stellung auf, welche der kalte Verstand vorzuziehen geneigt sein möchte. Denn Hekabe wirft in ihrem Schmerze das ganze schreckliche Unglück, das berichtet worden, mit Einem Male hin. Ueberrascht durch dieses ungeheuere Weh, glaubt die Tochter ihren eigenen Ohren nicht trauen zu dürfen: sie fragt weiter und will nochmals hören, warum es sich handelt. Die Antwort der Mutter läßt ihr dann keinen Zweifel mehr übrig: das Volk hat über ihr Leben verfügt, wie ein schreckliches Gerücht melde. Vorerst kann in beiden Würfen nur von einer Meldung, einem Gerücht die Rede sein; noch kein Grieche ist erschienen, um das Unglück zu bestätigen. Der zweite Wurf ist kaum für schwächer anzusehen, als der erste. Und wie trefflich schließt sonst Alles in der ganzen Doppelklage zusammen! Weit besser, als in der Hartung'schen Umstellung.

V. 229 u. f. Hekabe begreift ihre Lage und die ihr durch Odysseus zu Gemüthe geführte Ohnmacht. Hartung sagt darüber mit etwas drastischer Ausmalung: „Ungeberdig sich stellen, sich an ihre Tochter, wenn man sie abführt, anhängen, sich schlagen und sich mit den Soldaten herumbalgen, das will Hekabe freilich nicht thun: aber das Herz des Odysseus will sie zu erweichen suchen durch solche Gründe und Vorstellungen, durch welche es gewiß erweicht werden mußte, wenn in

dem Busen des kalten Staatsmannes und Diplomaten auch nur ein Stückchen von einem Herzen noch vorhanden wäre.“ Dazu kommt jedoch, daß Griechen sich so wenig um Gefangene kümmerten wie — neuere Völker es thun, und daß es ein Grundzug der Menschen ist, undankbar zu sein. Vor unnützem Widerstande übrigens mahnt auch Polyxene (V. 404 u. f.) die Mutter ab. Wie die Letztere sich schließlich benimmt, ist V. 438 u. f. dargestellt.

V. 240—241. Die Helene selbst erzählt in der Odyssee (IV, 240 u. f.) von diesem gefährlichen Unternehmen des „kühnbeherzten“ Odysseus: „Nachdem er seinen eigenen Leib mit schmählichen Geißelhieben mißhandelt und eine schlechte Decke um seine Schultern geworfen, so daß er einem Knecht ähnlich sah, schlich er in die breitstraßige Stadt der feindlichen Männer; — — nur ich allein erkannte ihn trotz solcher Verstellung und setzte ihm mit Fragen zu,“ u. s. w.

V. 242. Die Gefahr dieses Abenteuers ist ihm wohlerinnerlich.

V. 246. Hartung meint, Euripides habe sowohl diese Scene, als auch die im „Telephos“ nach dem Bilde des Themistokles im Hause des Molosserkönigs Admet ausgeprägt.

V. 279. Diesen Vers (die Tochter macht mich selig, sie ist meine Lust“) haben einige neuere Kritiker, unter ihnen zuletzt Wilh. Dindorf, ausgeschieden. Er sei nämlich als der 66. Vers des „Orestes“ hieher verpflanzt und eingeschoben worden. Allerdings lautet der Vers im Orestes ganz gleich, nur daß er daselbst in der dritten Person steht. Also blos um der so weit gehenden Gleichheit willen verwirft man den Vers hier, während anderwärts gleiche Halbverse wenigstens nicht selten sich vorfinden, wie es der ausgeprägte Styl der attischen Dichter mit sich brachte. Nicht doch; nicht blos deswegen. Denn Hartung bemerkt: „Dieser aus „Orestes“ herübergesetzte Vers paßt hier nicht: denn er sagt hier zu viel. Wie kann Hekabe, einige Tage nach der Einäscherung ihrer Stadt, bereits sagen, daß sie sich freue und ihr Leiden (?) vergesse im Anblick ihrer Tochter? Ganz anders ist das Verhältniß der noch dazu leichtsinnigen Helene, von welcher dieser Vers gebraucht ist, als das Verhältniß der unglückseligen Troerkönigin, welche bis zu ihrem Ende nimmer froh werden kann?“ Hekabe kann bis zu ihrem Ende nimmer froh werden? Woher weiß Hartung das? Wie soll es zu viel gesagt sein, wenn die Mutter erklärt, die Tochter sei ihre Freude und ihretwegen (bei ihrem Anblick) vergesse sie der ihr widerfahrenen Unglücksfälle? Natürlich vergißt sie derselben nur zeitweise, nur dann, wenn sie die geliebte Tochter vor sich sieht, die sie jetzt ebenfalls verlieren soll. Was man sich nicht Alles weiß macht, um einen kritischen Fang zu thun. Was mich betrifft, so scheint es mir, daß der Uebergang von V. 278 auf V. 280, mit Weglassung des V. 79, kein besonders wirksamer und eleganter sein würde. Lasse man doch dem Dramatiker seine Beredtsamkeit, der zuerst das Innigste leidenschaftlich vorausschickt und dann die nähere Anschauung folgen läßt. — Was würden die Philologen zu unserem Verse sagen, wenn wir den „Orestes“ nicht hätten, wie wir so viele andere Stücke nicht mehr haben? Auch der vorangehende Halbvers kommt anderwärts vor.

V. 281. Natürlich wird auch einer oder der andere von denen, die in V. 279 Ungehöriges gefunden haben, hier das Wort πόλις unpassend finden

müssen. Wie kann Hekabe sich herausnehmen wollen, im Anblick ihrer Tochter ihr Vaterland vergessen zu wollen? Eine schöne Kritik!

V. 283. Das Futurum ist viel poetischer.

V. 293—295. Hier ist einmal eine Stelle von drei Versen, wo Ennius allerdings „übersetzt“ hat, wenn auch unter Veränderung des Versmaßes in höher klingenden trochäischen Zeilen (worauf nicht immer viel ankommt). Das Fragment lautet nämlich:

Haec tu etsi pervorse dices, facile Achivos flexeris.
Nam opulenti quum loquuntur pariter atque ignobiles,
Eadem dicta eademque oratio aequa non aeque valet.

Aus diesen eben nicht sehr eleganten Versen des lateinischen „Uebersetzers“ gewinnen wir wenigstens Eines mit Sicherheit; dieses nämlich, daß Ennius, lange schon vor Christus, die richtige Lesart vor sich gehabt hat, die hier in einem Nebensatze erforderlich ist, wenn natürlich und einfach gesprochen werden soll. Die neueren Kritiker, ausgenommen Hermann, der immer das Absonderliche bevorzugt, wenn es auch unnatürlich ist, haben denn auch richtig die zweite Person (λέγῃς) gesetzt, ganz wie schon Ennius gelesen und gesagt hat. Den Haufen von Worten, den, zur Behauptung der fehlerhaften Vulgata, Hermann aufgestapelt hat, lassen wir ruhig zur Seite liegen. Was Hartung übrigens bemerkt, die meisten Erklärer und die Uebersetzer alle schienen nicht zu wissen, daß κακῶς λέγειν bedeute: „Unrecht haben“, nicht aber „schlecht sprechen“, so ist das eine bloße Wortklauberei. Beides läuft hier auf Eins hinaus. Und Ennius wird wohl, indem er „haec si pervorse dices“ sagt, auch gewußt haben, was er sagt; vermuthlich konnte er etwas mehr Griechisch, als unsere heutigen philologischen Prinzipes. Mithin verdeutschen wir, wie ich verdeutscht habe!

V. 299 u. f. Treffend bemerkt Hartung: „Man beachte bei der Würdigung dieser Gegenrede, daß Odysseus die Hauptgründe der Gegnerin, nämlich daß Menschenopfer unmenschlich sind und der Geist des Gestorbenen keines begehrt habe, am wenigsten aber das der Polyxene begehren würde, gar nicht berührt: und daß er ferner um den zweiten Punkt, nämlich den der schuldigen Dankbarkeit mittelst eines Sophisma's herumschleicht: weil Hekabe blos seine Person gerettet habe, sei er ebenfalls blos ihre Person zu retten schuldig.“

V. 347—348. Folgende Betrachtung Hartungs verdient angeführt zu werden: „Es ist kein so gar großer Vorwurf für ein Weib und Mädchen, feige zu erscheinen und das Leben zu lieben, und es wäre ein übertriebener Heldenmuth der Polyxene, wenn sie, blos um diesen Schein zu meiden, die Rücksicht auf ihre Mutter bei Seite gesetzt und sich zum Tode hingedrängt hätte. Aber sie weiß, daß sie, wenn sie nicht gutwillig geht, mit Gewalt fortgeschleppt wird, und darum will sie freiwillig thun, was sie doch jedenfalls thun muß. Denn, wie Lessing sagt, kein Mensch muß müssen, und das ist der Unterschied nicht allein zwischen dem Freien und dem Sklaven, sondern auch zwischen dem Menschen und dem Thiere, daß die letzteren zu demjenigen, was sie nicht wollen, gezerrt, geschleift, geprügelt werden, die ersteren aber aus freiem Entschlusse thun, was doch nicht abzuwenden wäre, oder was sie müssen würden, wenn sie nicht wollten. Der Scholiast meint, Euri-

pides schildere hier eine heroische Jungfrau. Allein er schildert etwas weit Höheres, eine philosophische (das Wort im Sinne Plato's oder der Griechen überhaupt genommen) Jungfrau. Polyxene und Iphigenie gegenüber ihren Gebietern befinden sich in der nämlichen Lage, wie der Mensch gegenüber dem Schicksale oder den Göttern, und eben darum hat Euripides dieselbe Situation so oft in seinen Tragödien ausgeprägt, um die philosophische Erkenntniß, inwiefern die Freiheit mit der Nothwendigkeit bestehe, zu veranschaulichen." — Was Hartung an diese allgemeine Betrachtung für die Kritik einer Stelle unseres Textes anknüpft, indem er mit Porson auf Kleanthes bei Epiktet zurückgeht, lassen wir bei Seite, da uns die Autorität der Euripideïschen Handschriften (für V. 348) sattsam genügt. Kleanthes änderte diesen Halbvers offenbar seiner Person wegen. Im Munde der Polyxene würde sogar die wiederholte Wendung des „Mitgehens" zu sentimental klingen.

V. 350. Der Artikel zu *πρῶτον* ist sehr entbehrlich, was Hermann auch sagen möge; nur die Prosa würde ihn setzen, aber auch *βίου* mit dem Artikel ausstatten. Daher ist die auch von Hartung angenommene Erklärung Haacks richtig: hoc erat vitae meae principium (so hob mein Leben an); und zwar allein richtig. Hermann klügelt hier, wie häufig.

V. 407. *ἐκ* steht nicht für *ὑπὸ*, wie Hartung sagt, sondern es bedeutet: daran hangend, an dem Arme schwebend, indem sie fortgeschleift wird.

V. 421. Nach Homer (Il. XXIV, 496) hatte Hekabe selbst dem Priamos neunzehn Kinder geboren; die übrigen waren dem Priamos von anderen Frauen entsprossen. Hekabe indessen betrachtete sich als die Mutter aller, im Sinne griechischer Frauen, worüber man die „Andromache", V. 223 u. f., vergleiche. Hartung bemerkt richtig, man könne aus dieser Stelle deutlich entnehmen, daß Helenos (s. V. 87) nicht mehr lebe. Denn sonst würde sowohl Polyxene ihn, bei ihrem Abschiede aus dem Leben, grüßen, als auch Hekabe nicht schlechtweg sagen können, daß sie bereits alle ihre Kinder verloren habe.

V. 427. In Betreff des „Wohllebens" klügelt Hermann wieder einmal. Hekabe meint: die ganze Welt, außer ihr, möge glücklich sein; sie selbst sei es nicht. Wer wird hier an die bloßen Griechen denken, geschweige denn, an die über die Hinopferung der Polyxene jubelnden Griechen? So etwas, so gesagt, wäre gemein.

V. 435. Die von Matthiä gegebene, von Hermann bestätigte Erklärung (welcher auch W. Dindorf durch Beibehaltung der handschriftlichen Lesart beistimmt) ist die allein richtige, wie schon der nächstfolgende Vers ausweist. Polyxene sagt, daß sie an dem Licht des Tages weiter keinen Antheil mehr habe, als den Namen, womit sie noch das Licht benennen, anreden, begrüßen könne. Schon oben (V. 411—412) hat sie darüber geklagt, daß sie heut zum allerletzten Male den Strahlenkreis der Sonne anschaue. Nunmehr bleibe ihr von dem Lichte nichts übrig, als was sie noch in dem Zwischenraume bis zur Opferstätte am Grabe zu sehen Gelegenheit habe, wo ihrer der Stahl harre. Das Wort „Auge" paßt hier um so weniger, als es ungeeignet ist zu sagen, man habe an dem „Auge" keinerlei Antheil mehr.

V. 441—443. Diese drei Verse hat Wilhelm Dindorf, offenbar ihres Inhalts wegen, und weil Hekabe nicht in der Lage ist, die Lippen weiter zu öffnen, als unächtes Machwerk ausgeschieden. Als ich dieß Verfahren bemerkte, prüfte ich

den Inhalt der drei Verse; daß Hekabe nicht mehr spreche, setzte ich voraus. Der Inhalt schien mir in dem Munde des Chores nicht unangemessen, und deßhalb glaubte ich diese Verse, um sie zu retten, dem Chore beilegen zu dürfen. Darauf sah ich die Stelle in Hermanns Ausgabe ein, und da fand ich denn, daß dieser Kritiker mir schon zuvorgekommen war, und ohne Weiteres die drei Verse dem Chore zugetheilt hatte. Es freut mich, an dieser Stelle einmal mit Hermann im Urtheile zusammengetroffen zu sein. Vermuthlich hat sich Dindorf hauptsächlich noch an „die schönen Augen" der Helene gestoßen. Ob es außergewöhnlich sei, daß der Chor vor dem anzustimmenden Chorgesange noch in Trimetern spreche, ist dabei Nebensache; auch läßt sich nicht darüber entscheiden, da wir nur Trümmer des attischen Theaters vor uns haben. Sind aber die drei Verse nicht zu verwerfen, so konnte sie nur der Chor sprechen, sintemal kein anderer Sprecher vorhanden war. Uebrigens richtet nicht der Chor, wie Hermann annimmt, die in Ohnmacht Fallende auf, wobei diese Worte gesprochen würden; sondern die Hekabe wird durch ihr Gefolge sanft hingelegt, und zwar nicht auf das Gesicht (s. V. 486). Der Chor schaut vielmehr, diese Worte sprechend, dem Thun des Gefolges blos theilnahmsvoll zu.

V. 450 u. f. Hartung: „Wie Homer gewöhnlich Hellas und Argos unterscheidet als Nordgriechenland und Peloponnes, so nennt hier Euripides das Dorer-Land (Dorische Reich) als das Reich Agamemnons, und Phthias (Thessalien) als das Vaterland Achills und Neoptolems: dort fließt der Peneios, dessen Nebenfluß der Apidanos ist. Den dritten Theil des griechischen Landes machen die Inseln aus. Wenn nun der Dichter vor allen Inseln gerade Delos hier nennt und auszeichnet, so thut er das aus Rücksicht auf das damalige Verhältniß Athens zu Delos, welches bei Thukyd. III, 104 und Diodor. Sic. XII, 58 erwähnt wird." Die gefangenen Troerfrauen erwarten, wenn sie nach Griechenland übergeführt seien, nach Delos als Hierodulen zum Tempeldienste der Artemis, oder nach Athen für den Dienst der Pallas Athene geschickt zu werden.

V. 455 u. f. Matthiä und Hermann glauben, Euripides erwähne die Insel Delos deswegen, weil er die Zuschauer auf angenehme Weise daran erinnern wolle, daß diese Insel im dritten Jahre der 88. Olympiade unter die Oberherrschaft der Athenienser gekommen sei, die dann ein Delisches Fest eingerichtet hätten. Der Schluß indessen, den man aus diesem historischen Vorkommniß ziehen will, Euripides habe die Hekabe um die 89. Olympiade abgefaßt, ist ein ziemlich schwacher. Vollends komisch ist es, wenn Hermann, wie er auch bei andern Stücken des Euripides thut, aus den „numeris versuum" dieser Tragödie einen Schluß auf die Zeit der Abfassung derselben herzuleiten wagt; nach den „numeris" nämlich sei die Hekabe um die neunundachtzigste Olymp. geschrieben! Begriffe man doch erst diese numeros.

V. 466 u. f. Bekannt genug ist, daß an den zur Ehre der Göttin Athene veranstalteten großen Festen, den Panathenäen, die Athener jedesmal dieser ihrer Hauptschutzgottheit einen πέπλος oder ein Frauenprachtgewand darbrachten. Frauen und Jungfrauen pflegten es, unter Beihilfe ihrer Sklavinnen, kunstreich zu weben und zu sticken; die darauf eingefügten Bilder bezogen sich natürlicherweise auf die

Göttin selbst, auf ihre Thaten und Attribute, nächstdem auch auf die Besiegung der Titanen durch ihren Vater Zeus.

V. 486. Rücklings, s. z. V. 441. Komisch ist die Art und Weise, wie die Kritiker hier sich über die Lage und den Körpertheil, in Hinsicht der Zartheit oder Unfeinheit, aussprechen.

V. 490. Diesen Vers hat W. Dindorf als unächt ausgeschieden, vermuthlich eines einzigen Wörtchens wegen. Ehe wir ihn so ohne Weiteres beseitigen, sollte man doch erst den Sinn noch einmal erwägen; aus dem vorhergehenden Verse zu V. 489 das Pronomen (die Menschen, sie) hinzuzudenken, hat bei der Euripideïschen Kürze der Schreibart nichts Auffälliges, und mit ψευδῆ wird sich wohl auch noch in's Reine kommen lassen. Weiter unten (V. 799 u. f.) spricht Hekabe ihrerseits eine andere Ansicht über Götter und Götterglauben aus.

V. 504. W. Dindorf hat richtig πάρα verbessert. Denn von dem Schicken nach der Hekabe kann im Augenblicke und vor allen Dingen noch nicht die Rede sein. Außerdem müßte, was Hermann auch dagegen sagt, die Person der Hekabe irgendwie angegeben sein, worauf schon Wakefield hingewiesen hat.

V. 528. Mit der Lesart αἴρει, welche zwei Handschriften bieten, ist Wilh. Dindorf noch nicht zufrieden. Daß ἔρρει in aktivem Sinne (fließen lassen, gießen) ganz ungehörig sei, versteht sich von selbst. Ebenso stößt sich Dindorf an das mehrmals wiederholte „Hand"; als ob nicht Alles dieß öfter vorkäme, besonders bei den Epikern, und wegen des lauten Vortrags (als in welchem so etwas leicht überhört wird) zu entschuldigen wäre. Behalten wir das handschriftliche αἴρει in Gottes Namen (wovon ἔρρει offenbar eine bloße Verschreibung ist) und erklären es recht. Die „Hand" ist absichtlich erwähnt, und paßt zu αἴρει, welches prägnante Bedeutung hat: **mit erhobener Hand darbringen.** Ein Beispiel der eigenthümlichen Kürze des Euripides und seines originalen Ausdrucks! Möchten doch die Philologen mit dieser Kürze (und mit der selbstständigen Ausdrucksweise eines Autors überhaupt) sich vertrauter machen. Dem versammelten Heere wollte er die erhobene Spende, die für den todten Vater niederfließen sollte, weithin zeigen: das war die Hauptsache. Dindorfs Vorschlag dagegen (welcher die „Hand" glücklich entfernt) ist deswegen ungeeignet, weil ἐξέρραινε oder ἐξέρρανε nicht das bloße Ausgießen bezeichnet, sondern einen gewaltigen Guß, als ob ein Bach niederstürze.

V. 550 u. f. Hartung: „Der Abgeschiedene lebt fort in der Erinnerung seiner Mitmenschen, und sein jetziger Zustand ist abhängig von dem Gedächtnisse der Hinterbliebenen, wie auch der Nachwelt. In dem Zustande daher, in welchem wir ihn zuletzt gekannt haben, lebt er fort, der Greis als Greis, der Jüngling als Jüngling, der Sklave als Sklave, der Fürst als Fürst. Darum können auch die Abgeschiedenen nicht zur Ruhe gelangen, ehe ihre Reste zur Ruhe gebracht sind, und können keine Aufnahme in der Unterwelt erlangen, ehe ihre Leichen im Schooß der Erde aufgenommen sind. Und darum findet auch ein freventlich Ermordeter keine Ruhe dort, so lange die Herzen seiner nächsten Angehörigen nicht durch die Erfüllung der ihm schuldigen Pflichten beruhigt sind. Und darum endlich würde Polyxene in der anderen Welt im Sklavenzustande existiren, wenn sie eines sklavischen Todes stürbe."

V. 555—556. An diesen beiden Versen, wenn sie als unächte Einschiebung hinausgeworfen werden, ist allerdings nichts verloren.

V. 574. Hartung: „Das Bewerfen mit Blumen und Kränzen geschah den Siegern in den Wettspielen, ingleichen die Darbietung von allen möglichen Geschenken. In der Tragödie „Andromeda" drängten sich, nach der Besiegung des Seeungeheuers, die Landleute zu dem Sieger Perseus hin und jeder brachte ihm etwas von seinen Früchten und Heerden dar, um ihm ihre Dankbarkeit und Bewunderung zu beweisen (wovon Hartung in seinem Werke „Euripides restitutus", Th. II, S. 355 gesprochen hat). In gleichem Sinne wird hier Polyxene als Siegerin geehrt, wie der Scholiast richtig bemerkt: „als eine Siegerin im Wettkampf".

V. 603. Eine prächtige ästhetische Note des Uebersetzers Gustav Ludwig lautet: „Durch diesen Vers fällt sich der Dichter selbst in die Zügel, wie er mehrmals thut, wenn er sich durch seine Neigung zum Philosophiren zu unpassenden Reflexionen hat hinreißen lassen. Er hat Etwas gefühlt (!); aber warum nicht lieber geändert? Wenn Hekabe bekennen muß, einen Fehlschuß gethan zu haben, warum ließ überhaupt der Dichter dieselbe schießen?" Darauf beruft sich der Pfarrer auf Eustathios zur Il. V, 292, einen Scholiasten, der sich eben so plump als des Euripides unwürdig geäußert hat. Dann fährt Ludwig fort: „Der Dichter kann ja doch bei solchen Anlässen mehr nur andeuten, als ausführen, weil er sich selbst beengt fühlt. Dadurch werden aber gerade solche Stellen gezwungen, ungenießbar und nicht selten wegen der schwebenden Allgemeinheit, in der sie gehalten sind, dunkel und unklar." So weit der gelahrte Pfarrer. Was hier dunkel und unklar bleiben soll, begreift Niemand. Den Griechen lagen übrigens diese philosophischen Fragen näher als den heutigen Pastoren. Doch klagt Hekabe über das Menschengeschlecht gerade so, wie wir noch heute klagen.

V. 686. In ἀρτιμαϑής liegt nicht das bloße Erfahren, sondern das bittere Erfahren, das Innewerden durch die That.

V. 715. Sie ruft den Zeus als Beschützer der Gastfreunde an, ohne ihn selbst zu nennen. Wo giebt es noch ein Recht für einen Gast, wenn solche Verbrechen geschehen?

V. 726 u. f. Hartung: „Die persönliche Erscheinung Agamemnons vor der Hekabe, der er die Ehre anthun will, sie selbst zur Bestattung ihrer Tochter hinzuführen, ist durch Folgendes motivirt: erstens, daß sein Zelt auf der Bühne, dem Zelte der Hekabe und ihrer Mitgefangenen gegenüber, steht (s. oben V. 53); zweitens, daß er die Hekabe keineswegs wie eine der übrigen Kriegsgefangenen behandelt, sondern vor ihnen auszeichnet, indem er ihre Zofen ihr zur Bedienung gelassen, und ihr ein eigenes Zelt, dem seinigen gegenüber, angewiesen hat; drittens, daß er das Unglück der Opferung der Polyxene von ihr abzuhalten gesucht hat selbst auf Kosten seiner Feldherrnehre (s. V. 122 u. f.); und viertens, daß er die Kassandra wirklich liebte, und eben darum auch tieferen Antheil an ihrer Mutter nehmen mußte, und es ihm daher wohl anstand, nach dem Zustande der unglücklichen Fürstin, nachdem sie diesen herben Schlag erlitten hatte, sich umzusehen." Ganz recht; Agamemnon wollte sich selbst gründlich davon unterrichten, warum die Fürstin so lange ausbliebe, und zur Vermeidung längeren Zögerns sie selbst abholen,

V. 727. Talthybios also hatte den Auftrag der Hekabe (V. 604 u. f.) ausgerichtet.

V. 736. Hartung: „Hippolytos (s. „Hippolyt." V. 1078—1079) wünscht sich selbst, als eine zweite Person, sich gegenüberstehend anschauen zu können: er müßte weinen, sagt er, wenn er ein so jammervolles Loos (Bild) erblickte. Es giebt ein doppeltes Weinen und Jammern, ein unwillkürliches, unbewußtes im unmittelbaren Gefühle des Schmerzes, und dagegen ein der Rührung über fremde Leiden ähnliches, wenn man seine Lage von allen Seiten betrachtet und sie in jeder Beziehung recht bedauernswerth findet. Wer das Letztere thun kann, der ist bereits auf dem Wege, sich durch Läuterung der Leidenschaft des Schmerzes über den Schmerz zu erheben, während das Erstere, die blos physische Empfindung des Schmerzes und der Schrei des Schmerzes, den Menschen auf Einer Stufe mit dem Thiere erscheinen läßt. Nur die zweite Art der Schmerzempfindung erachtet Euripides edler und erhabener Charaktere würdig: und dieß will die Wendung, in welcher Hekabe sich selbst als eine zweite Person mit „Du Arme" anredet, besagen. Zugleich wird uns damit angedeutet, daß dieß Hekabe für sich bei Seite spricht." So viel erkennt man, daß die Tiefe wahren Schmerzes nicht besser gezeichnet werden könnte, als es hier durch unsern Dichter geschieht.

V. 746. Statt μᾶλλον vermuthet W. Dindorf ὀρθῶς. Allein Letzteres wäre zu viel; „richtig" ihn zu erforschen, kann Hekabe nicht verlangen. Nur „näher" ist hier am Orte.

V. 759—760. Hermann und W. Dindorf nehmen an, daß zwischen diesen beiden Versen ein Vers ausgefallen sei, indem sie meinen, die Stichomythie sei durch die zwei hinter einander folgenden Verse Einer Person verletzt. Allein schon Hartung hat bemerkt, daß die Stichomythie nicht unterbrochen sein könne, weil sie noch nicht begonnen habe! Und in der That, was sollte Agamemnon noch dazwischen bemerkt haben, ohne etwas Langweiliges vorzubringen? Es war hohe Zeit, daß die Hekabe der Ungewißheit des Fragens ein Ende machte und sofort auf die Leiche hinwies. — Ueberhaupt muß man sich hüten, das Gesetz der Stichomythie zu einem kindischen zu machen. Von unserer Stelle gilt das Nämliche, was von der Stelle der „Elektra" (s. zu V. 655—656) gilt: das Wichtige, was zu sagen ist, geht der Stichomythie vor und bricht die Regel, die der Künstler sich nicht als eine unzerreißbare Fessel thöricht auflegen wird.

V. 779—780. Ueber diese beiden Verse, welche die Auffindung der Leiche näher erörtern, sagt Hermann wörtlich: „Diese Verse würde Niemand vermissen, wenn sie fehlten." Darauf läßt sich nur erwiedern: wenn diese Note in Hermanns Kommentare fehlte, so würde es diesem Kommentare nichts geschadet haben. Weiter sagt er: „So ist Euripides häufig, sowohl in andern Punkten, als namentlich in der Ausführung der Zwiegespräche, außerordentlich flach." Das scheint zuweilen so, besonders wenn man sich das Griechische recht wörtlich und schal übersetzt oder vorstellt. Hier, an unserer Stelle, stehen die beiden rasch dahinfliegenden Verse keineswegs überflüssig: Agamemnon will, um sich ein Urtheil zu bilden, die Umstände genau wissen. Und dann erst kommt er zu dem Schlusse, daß Hekabe mit ihrer oben V. 774 ausgesprochenen Ueberzeugung Recht habe (V. 781).

V. 786. Die Unglücksgöttin (das Urwesen alles Unglücks, das sich doch

wohl am unglücklichsten fühlen muß), hier zu erwähnen, verurtheilt Hermann als etwas für die Tragödie Frostiges. Dergleichen, fügt er hinzu, erinnere zu sehr an die gewöhnliche tägliche Rede. Nach dem Maßstabe heutiger Begriffe hat Hermann Recht; an Hermann jedoch hatte Euripides nicht gedacht.

V. 793—797. Diese fünf Verse hat Wilhelm Dindorf als unächtes Machwerk aus dem Texte ausgeschieden und auf diese Weise freilich die Schwierigkeiten, welche Inhalt und Ausdrucksart etwa darbieten, mit leichter Hand von sich abgewälzt. Wenn man so viel und so häufig streicht, so machen wir die Dichter zuletzt ratzenkahl. Es scheint mir nämlich, daß, wenn der Uebergang von V. 792 sofort auf V. 798 erfolgt, nicht blos die Fülle der Rede leide, sondern auch Etwas fehle. Warum sollte auch die Hekabe nicht mit schneidender Lippe das begangene Verbrechen schärfer ausmalen, ehe sie der jetzigen Sachlage gedenkt? So könnten denn nur etliche Einzelnheiten im griechischen Ausdrucke Anstoß geben. Daß Hermann die Bedenken nicht gehoben hat (er hat eine ziemlich verschrobene Satzkonstruktion ausgeklügelt), ist keinem Zweifel unterworfen. Weit mehr befriedigt die Aenderung Hartungs unter Beihülfe einer Vermuthung Porsons; seine Correktur προθυμίᾳ indessen scheint mir nicht gelungen. Hermann nämlich hat zuerst προθυμίαν geschrieben, weil er das Wort der Handschriften: προμηθίαν nicht capirte. Letzteres ist aber ungleich besser, als was die Umänderung bietet. Denn was besagt λαβεῖν προμηθίαν? Gerne annehmen, was mit Zuvorkommenheit geboten wird; was man darreicht, ehe noch der Wunsch des Gastes ausgesprochen ist; kurz, Hekabe sagt, daß man den Wünschen des Polymestor in ihrem Hause zuvorgekommen und durch Aufmerksamkeit vorauserrathen habe, was er etwa wünschen könne, und Polymestor habe sich eine solche liebenswürdige Aufmerksamkeit (einen solchen Vorbedacht) gerne gefallen lassen. Ein einziger Satz enthält eine wirkliche Schwierigkeit: entweder ist die Besserung Porsons anzunehmen, so leicht wie sie ist, oder man erklärt die Lesart der Handschriften, indem man πρῶτα als Neutrum für „zuerst" auffaßt, auf die Weise, wie ich verdeutscht habe: „unter allen ihren Lieben nahm Polymestor als Gast die erste Stelle ein." Die Verse selbst sind kräftig und in jener Euripideïschen Kürze geschrieben, auf die ich schon so oft aufmerksam gemacht habe. Ueber den Werth des Inhalts hat übrigens Hermann, wie ich nachträglich sehe, sich noch kräftiger ausgesprochen, als ich es im Obigen gethan. Der Inhalt selbst, von einem der Scholiasten auf seltsame Weise gedeutelt, ist durch meine Verdeutschung klar dargelegt.

V. 807. Hartung sagt: „Nicht sowohl fleißig, als vielmehr unpartheiisch soll die Beobachtung Agamemnons sein, wenn sie der eines Malers gleichen soll." Das ist nicht ganz richtig. Die Unpartheilichkeit versteht sich von selbst, um diese handelt es sich nicht. Es handelt sich um die volle Uebersichtlichkeit; und ein Maler, der ein Bild richtig betrachten will, nimmt eine Stellung, welche ihm das ganze Gemälde vor Augen stellt; er tritt ein Stück zurück und betrachtet die frei vor ihm dastehende Schöpfung nach allen Seiten hin. Die Genauigkeit liegt in den beiden folgenden griechischen Zeitwörtern ausgesprochen.

V. 831—832. Zwei sehr störende Verse, die ein gelehrter Leser aus einem andern Autor gelegentlich an die Seite geschrieben, und die sich später in den Text selbst eingeschlichen hatten. Sie sind von den neueren Herausgebern insgesammt

als unächt ausgeschieden worden. Man findet sie auch z. B. in der Anthologie Orions bei Schneidewin, S. 54. Verdeutscht lauten sie ungefähr:

Traun, aus dem Dunkel und dem Scherz der Mitternacht
Entspringt der Liebe reichste Huld den Sterblichen.

V. 846—849. Eine seither weder in der Hauptsache noch in ihrem Zusammenhange mit dem Gange des Stücks richtig aufgefaßte Stelle. Daher Hartung geradezu gesagt hat: „Das Ueberlieferte ist und bleibt ein Unsinn.“ Nämlich man verwirft den Inhalt der Stelle, indem man übersetzt: „und die Gesetze pflegen die zwingenden Umstände zu bestimmen.“ Umgekehrt, ruft man aus, die zwingenden Umstände pflegen die Gesetze zu bestimmen: die Menschen thun es, indem sie sich nach den zwingenden Umständen richten und die Gesetze (d. h. Sitten, Gebräuche, Einrichtungen) danach aufstellen. Und um den letztern Gedanken auch in die rechte Form zu bringen, verwandelt Hartung das Subjekt νόμοι in den Accusativ, den Accusativ ἀνάγκας in den Dativ und nimmt aus der vorausgehenden Zeile das Subjekt: die Sterblichen; eine Correktur, welche W. Dindorf der Erwähnung gewürdigt hat. Danach soll es denn heißen: „die Menschen bestimmen die Gesetze (ihrer Handlungsweise) nach dem Drange der Umstände,“ indem sie die Freunde zu Feinden machen u. s. w. Allein die Menschen, sollte ich meinen, können schon deswegen nicht wohl als Subjekt figuriren, weil eben bemerkt ward, daß den Menschen (also einem gewissen leidenden Theile) Alles über dem Kopfe zusammenstürzt. Ferner ist es durchaus nichts Seltsames oder Wunderbares, wenn die Menschen ihre Gesetze (Gebräuche) den Umständen nach regeln. Der Chor würde sich mithin über etwas sehr Gewöhnliches und durchaus nicht über etwas Verwundernswerthes verwundern. Endlich ist es, bei einer so gewöhnlichen Fassung der Anschauung, nichts Ungewöhnliches unter den Menschen, daß sie sich bald befreunden, bald verfeinden: man erlebt es nur zu häufig, daß es zu einem solchen Wechsel der Gesinnungen und Neigungen keines Zwanges bedarf, — oft nur einer Kleinigkeit.

Sehen wir näher zu und prüfen, ob hier nicht die Lesart der Handschriften einen sowohl sehr richtigen, sondern auch höheren und für den Gang der schwebenden Handlung wohlgewählten Gedanken darbietet. Der alte Didymos, vor welchem auch W. Dindorf erschrocken ist, hat die neueren Philologen auf Abwege geführt, so daß sie weder den Sinn noch den Zusammenhang, welchen die Rede des Chores zu den Reden der beiden handelnden Personen hat, zu begreifen vermochten. Didymos hatte behauptet, die νόμοι vermöchten nie τὰς ἀνάγκας zu bestimmen, sondern walteten blos im Willkürlichen. Scheinbar richtig, in Wirklichkeit eine schielende Bemerkung, wenigstens an unserer Stelle. Der wahre Sinn dessen, was in den Worten des Chores liegt, ist nämlich folgender: Auf der Welt ändert sich Alles in bunter Weise, und die Gesetze sind es, welche den zwingenden Verhältnissen des Lebens ihre Ordnung geben oder ihren Stempel aufdrücken. Mit andern Worten: „was sonst nothwendig der Fall zu sein pflegt, das ändern die Gesetze,“ die Gesetze, welche von den Göttern den Menschen gegeben sind, damit sie Recht und Unrecht unterscheiden. Der Chor nämlich weist auf den erhabenen Ausspruch der Hekabe zurück (V. 799 u. f.), auf die Gesetze der Götter,

welche der edle Mensch zu befolgen hat. Diese Gesetze z. B. machen den Freund zum Feind, den Feind zum Freunde. Denn was geschieht hier, oder soll an dieser Stelle der Tragödie geschehen? Erstens, des Gesetzes wegen, wird der Nationalfeind der Hekabe, Agamemnon, der Freund der letztern; zweitens ist Polymestor, durch die Verletzung des hohen Gastrechts, ein Feind des Priamoshauses geworden, der nicht geschont zu werden braucht, während er früher für einen unverletzlichen Gastfreund gelten mußte. Polymestor mußte dafür gelten, weil er vorher das Gesetz zur Seite hatte. Diese allgemeine Betrachtung des Chores hat offenbar den Zweck, die Bitte der Hekabe zu unterstützen und den König auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß er, als ein Freund des die Welt regierenden Göttergesetzes, die böse That bestrafen müsse, die Feindin der Griechen Hekabe jetzt als seine Freundin erachtend. Das Gesetz also ist es, das durch seine Macht über Freundschaft und Feindschaft bestimmt (daher auch das Medium *ποιούμενοι* angemessen ist); das Gesetz, welches über den Zwang menschlicher Verhältnisse herrscht und eine bestimmende Macht äußert. Hermann, die Vulgata beibehaltend und erklärend, ist an dem wahren Sinne der Stelle oberflächlich vorübergegangen, und was Hartung von den Neigungen der Mächtigen, von den politischen Verhältnissen, Heirathen, Geschäftsverbindungen u. s. w. vorbringt, das gehört Alles nicht hierher. Der Chor setzt voraus, daß Agamemnon zum Freunde wird und der ehemaligen Feindin hilft, um dem hohen Gesetze Genüge zu thun.

V. 859. Die Lesart der Handschriften mußte durch einen kleinen Federzug verbessert werden. Hartung sagt treffend darüber: „Wenn Polydor (nach der Vulgata) dir lieb ist, so hat das nichts mit dem Heere zu schaffen —, wo wäre da der Gegensatz? Elmsley hat richtig gefühlt, daß nur Agamemnons Verhältniß zur Hekabe und ihren Kindern seinem Verhältnisse zum Heere in dieser Weise entgegengesetzt werden kann. Polydor war Agamemnons Schwager (s. V. 834), und so hatte er die Pflicht ihn zu rächen; Agamemnon besaß der Hekabe Tochter und liebte sie mehr als seine Ehefrau; also mußte er ihren Schmerz zu dem seinigen machen. Wenn er aber dieß that, so handelte er gegen seine Feldherrnpflichten und begünstigte den Feind auf Kosten eines Freundes und Bundesgenossen, des Polymestor: denn sein Verhältniß zur Hekabe und ihrem Hause hatte nichts zu schaffen mit dem Heere und seinen Feldherrnpflichten. Gesetzt aber auch, Agamemnon fühlte nichts für die Hekabe, so darf er doch ihr gegenüber nicht fühllos und roh erscheinen wollen, und müßte die Theilnahme, wenn er sie nicht empfände, wenigstens heucheln. — Das Einfachste ist, ohne Scheu dasjenige zu setzen, was jeder gescheidte Mensch, der das Verhältniß Agamemnons zum Heere ausdrücken wollte (statt wie der Scholiast zu klügeln, damit er doch aus der Vulgata diesen Sinn herauslocke), schreiben mußte, was Elmsley geschrieben hat, *ἐμοὶ* statt *σοὶ*." — Hermann hat diesen Stand der Dinge nicht begriffen und die Lahmheit der Vulgata vergebens vertheidigt. Er stößt sich daran, daß Agamemnon, wenn wir mit Elmsley stimmten, offen eingestehen würde, der Kassandra wegen liege ihm Polydor am Herzen; das werde Agamemnon nicht so offen thun! Nun, er thut es ja auch nicht so offen, sondern er stellt seinen Satz bedingt hin.

V. 886—887. Die Geschichte, erzählt Hartung, von Aegyptos und Danaos ist bekannt, die, als Brüder, ihre fünfzig Söhne und fünfzig Töchter gegen-

seitig mit einander vermählten, nachdem sie einander aus Herrschsucht verfolgt und Aegyptos mit seinen fünfzig Söhnen den Danaos mit seinen fünfzig Töchtern aus Aegypten vertrieben hatte (s. Aeschylos' „Schutzfl."). Daraus wurde eine Bluthochzeit; denn in der Brautnacht brachten alle Bräute ihre Bräutigame um bis auf eine: nämlich Hypermnestra rettete ihren Lynkeus, der dann seine Brüder beerdigte und rächte und die Herrschaft in Argos behauptete.

Etwas Aehnliches geschah auch in Lemnos. Die Lemnier hatten Athenische Mädchen geraubt und Kinder von ihnen erhalten. Diese Kinder wurden von ihren Müttern in Athenischer Sitte und Sprache erzogen und zum Haß gegen ihre Väter angeleitet, so daß sie alle für einen standen und jede Beleidigung an den Unterdrückern gemeinsam rächten. Als darauf die Männer diese widerspenstigen Kinder samt ihren Müttern ausrotten wollten, machten diese ein Komplott und brachten alle Männer auf einmal um. Sprichwörtlich nannte man darum einen häuslichen Unfrieden, worin die Mutter mit den Söhnen gegen den Vater zusammenhält, und der Vater wiederum beiden zuwider handelt, ein Lemnisches Uebel.

V. 901. Eine gute Verbesserung Hartungs, von W. Dindorf aufgenommen. Hermanns Vorschlag ist bei weitem nicht so gefällig.

V. 923 u. f. Hartung: „Die Scholiasten finden es affektirt, daß die Frauen sogar des Nachts vor dem Schlafengehen zur Herrichtung ihrer Haare den Spiegel gebrauchen, und meinen, Euripides habe ihnen auch diese übertriebene Eitelkeit aus Haß angedichtet. Daran haben sie nicht gedacht, daß, wenn die Locken am andern Morgen richtig stehen sollen, am Abend vorher die Eintheilung und Einwickelung derselben vorgenommen werden muß." Was Hartung hierauf über den Spiegel (den goldenen Spiegel der Griechen) hinzufügt, beruht auf unrichtiger Auffassung. Das Beiwort ἀτέρμ. (V. 926) ist unantastbar und enthält den ganz richtigen Begriff, daß die Rundung eines blanken metallischen Spiegels, wenn letzteren ein helles Licht trifft, einen gleichsam unendlichen und unübersehbaren Glanz ausströmt. Dieses unbegränzte Strahlenmeer aber hat mit dem Hineinblicken und der Abspiegelung des Bildes dessen, der in dem Spiegel sich sehen will, unmittelbar noch nichts zu schaffen.

V. 933 u. f. Einröckig, gleich der Dorermaid. „Die Sitte leichterer Bekleidung und sogar völliger Entblößung bei den Ringspielen [letztere jedoch nur von Seiten des männlichen Geschlechts] ist nach Thucyd. I, 6. bei den Dorern in Sparta zuerst und am weitesten eingeführt worden. Dort pflegten die Mädchen in einem einzigen Kleidungsstücke, das über den Schultern mit Hefteln befestigt war und ganz ungegürtet blieb, umherzugehen [und an den gymnastischen Spielen theilzunehmen]." Dieses dorische Gewand der Jungfrauen, der kurze Chiton, ließ die Schultern und bei der Bewegung des Körpers auch die Hüften unbedeckt. Daß die Athener eine solche Sitte unsittlich fanden, zeigt uns Euripides selbst, „Andromed." V. 596 u. f., wo es heißt:

— — — eine Spartiatin kann,
Trotz besten Willens, nimmer keusch und tugendhaft
Gerathen: eure Töchter stürzen fort von Haus
Und mischen unter Jünglinge sich, die Hüften nackt

Und ihre Gewänder abgelegt, zu gleichem Spiel
Des Laufs und Ringkampfs, eine Schmach, wie mich bedünkt,
Auftretend. Wen noch wundert's also, wenn es euch
Bei solcher Zucht an tugendhaften Frauen fehlt?

Ueber die Sitte der Knaben und Jünglinge in Athen äußert sich ausführlich Aristophanes, „Wolken", V. 972 u. f.

V. 953. Richtig bemerkt Hartung: „Zwischen dieser Scene und der vorhergehenden mußte der Natur der Sache nach wenigstens ein Tag und eine Nacht verflossen sein. Dieser Zwischenraum ist auch (oben, V. 898 u. f.) angedeutet durch die Bemerkung Agamemnons, daß die Griechen ohnehin nicht absegeln können, weil derzeit noch der Fahrwind mangle." In der Einleitung fügt er hinzu: „Kaum ist die Dienerin, welche den Polymestor herbeirufen soll, abgegangen, die doch immer einige Stunden Weges hin und eben so viele herwärts zurückzulegen hat, wenn auch Polymestor (was nicht gesagt ist) in einer der zunächst gelegenen Städte seinen Aufenthalt haben sollte; so sehen wir denselben, nach einem kurzen Chorgesange, auch schon wirklich auf der Bühne erscheinen." Eine bekannte Freiheit des Dramatikers, der sich an die wirkliche Zeit weder kehren kann, noch zu kehren braucht. S. die Einleitung, Abschnitt III.

Den Gruß des anlangenden Polymestor in der ersten Verszeile (V. 953) haben zwei Kritiker, Nauck und Wilh. Dindorf, auffällig gefunden und die Zeile als unächt eingeklammert. Wie soll es passend sein, daß Polymestor einen Gruß an den Priamos richtet, der todt ist und nicht vor ihm steht? Ist es nicht genügend, wenn er sofort anfängt: „O Hekabe, weinen muß ich u. s. w.?" Genügen würde es; wenn aber etwas genügt, so ist darum etwas Anderes noch nicht abzuweisen. Ich glaube, daß die beiden Kritiker sich täuschen und den interessanten Vers ohne Noth angefochten haben. Der Gruß an Priamos ist interessant und hat psychologisches Interesse. Der Thrakische Bösewicht, seiner schweren Schuld sich bewußt, hat erstens das Andenken an Priamos immer im Auge, und zweitens verstellt er sich und heuchelt. Ein jedes Wort des Schurken ist auf die Täuschung der Hekabe berechnet, von welcher er glaubt, sie wisse von nichts. Namentlich soll die Nennung des Priamos seine Theilnahme auch gegen Letzteren andeuten; wie er sich dann gegen Hekabe theilnehmend ausspricht.

V. 970—975. Sechs unächte Verse auf Einen Wurf! Hartung und W. Dindorf haben sich in die Ausschließung derselben getheilt. Die ersten drei verwirft Dindorf, nachdem schon Porson einen davon angezweifelt hatte; die andern drei verwirft Hartung, worauf Dindorf alle sechs entfernt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Inhalt dieser Verse (denn an ihrer Fassung möchte wohl kein Anstoß zu nehmen sein, wie denn auch Hermann nichts Tadelnswerthes daran gefunden hat,) etwas sehr Auffälliges bietet. Die ersten drei möchten allenfalls passiren, die zweiten drei nennt Hartung „dermaßen dumm, daß unmöglich ein anderer Mensch außer einem sinnlosen Versemacher, wie etwa der Verf. des Christus patiens war, sie gemacht haben kann." Der gesammte Wurf, ich gestehe es ebenfalls, hat etwas Kindisches. Auch antwortet, wie es scheint, unser kluger Polymestor (V. 976) hauptsächlich nur auf die beiden vorhergehenden Verszeilen. Man würde schwerlich

etwas vermissen, wenn die sechs Zeilen nicht da wären. Ich will die letztern nicht in Schutz nehmen, auch dadurch nicht, daß ich nach Hermanns Gewohnheit sage, „Euripides schreibe häufig sehr flach und gewöhnlich." Allein wie wäre es, wenn man sich den Punkt der Unächtheit doch noch einmal überlegte? Wenn nun Euripides absichtlich der Hekabe eine solche hohle Rede, ein so zümpferliches Geschwätz in den Mund gelegt hätte, um den Zuschauern handgreiflich anzuzeigen, daß Hekabe, die ihrerseits die Heucheleien des Polymestor Wort für Wort wohl verstanden hatte, ebenfalls sich verstelle? Daß sie dem Schurken gegenüber ebenfalls zu leeren, hohlen Worten greife? Daß sie ihn sicher machen wolle durch solche Tiraden? Und würden die Verse, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dramatisch nicht sehr wirksam sein? Man bedenke sich wohl! Denn etwas Ernsthaftes mag dem Mörder die Hekabe nicht sagen, etwas Schlimmes darf sie nicht, ohne ihn scheu zu machen: sie muß ihn mit leeren Redensarten abspeisen. Ein so tiefes Schweigen schon konnte Verdacht erregen. Auch könnte man wohl gar den Euripides tadeln, daß er sich in vorliegendem Falle nicht besser zu helfen gewußt habe, als dadurch, daß er die Hekabe den Mörder halbstumm empfangen lasse! Man vgl. V. 990, 1004 u. s. w.

V. 1000. Eine natürlich zweideutige ironische Anrede.

V. 1021 u. f. Auch zweideutig gehalten, wie es oft bei den Tragikern vorkommt.

V. 1041. Diese Verszeile ist für den Chor weit angemessener als für den Polymestor im Zelte. Hermann und Hartung stimmen ohne alle nennenswerthe Gründe für den Vorschlag eines Scholiasten, den Vers an Polymestor zu vertheilen. Der Chor hört das Sausen und soll, auf die Aufforderung des Chorführers, hineinbrechen.

V. 1087 u. f. Indem Polymestor vor den Leichen der Kinder liegt, ruft er zuerst um Hülfe sein eigenes Thrakisches Heer, dann die Achäer und die beiden Atreiden, endlich den Sternenhimmel an.

V. 1055 u. f. Den Sinn der Stelle hat Hartung richtig angegeben. „Unter dem Vorwande," sagt Polymestor, „als interessirten sich die Frauen für die besondere Art des Gewebes an meinem Gewande, und wollten es recht genau besehen, drängten sie sich an mich heran; dabei lenkten dann Einige ihre Aufmerksamkeit auch auf meine Speere [die ausgezeichneten Streiter trugen zwei Speere mit sich], und spielten mir sie aus der Hand, ebenfalls unter dem Vorwande, sie genauer zu betrachten — — die Frauen betrachteten je eine Lanze, und so sah sich der Thraker im Nu seines Lanzenpaares beraubt." Aehnliches geschah dann mit den beiden Söhnen. Uebrigens bedeutet Edonisch so viel als Thrakisch; denn eine thrakische Völkerschaft führte den Namen Edonen.

V. 1159. Der Rhythmus dieser Zeile ist ganz vortrefflich. Denn Interpunktion und Sinn zugleich verhindern das Zerfallen des Verses in zwei Hälften, so daß von einer Alexandrinerform desselben nicht im Entferntesten die Rede sein kann.

V. 1185—1186. Diese zwei Verse sind von W. Dindorf als unächt ausgeschieden worden. Allerdings bieten sie auf den ersten Anblick eine kleine Schwierigkeit des Verständnisses, und man hat verschiedentlich versucht, sie zu deuten und zu corrigiren. Der Hauptgrund Dindorfs indessen, sie auszustoßen, scheint das

beliebte „Zahlensystem" zu sein, nach welchem man überall Strophe und Gegenstrophe findet oder herstellt. Dindorf ist nämlich, wie er selber angemerkt hat, durch eine glückliche Zählung zu dem Ergebniß oder zu der Wahrnehmung gelangt, daß die beiden Reden, die von Polymestor und von Hekabe vorgetragen werden, in der Zahl der Verszeilen (wie zwei Strophen) vollständig harmoniren, indem eine jede der Reden einundfünfzig Verse hat (V. 1132—1184 und V. 1187 bis 1237). Ebenso entsprechen sich dann, wenn V. 1185 und 1186 gestrichen werden, die beiden zweizeiligen Ergießungen des Chores (V. 1183 und 1184, und V. 1238 und 1239). Wie wunderbar! Diesem modernen Zahlensystem zu Liebe habe ich denn auch meine Verdeutschung der beiden Reden so sorgfältig bemessen zu müssen geglaubt, daß auch sie in der Zeilenzahl sich genau correspondirten. Da es nun die von mir eingeführte Methode des Verdeutschens mit sich bringt, daß ich mich nicht im Raume der Darstellung beschränke und Vers für Vers nicht Vers für Vers nachzirkle, sondern mir das Gefäß der gegebenen Form zu erweitern herausnehme, so mußte ich denn alle meine Kunst aufbieten, um hier nicht einen Bock zu schießen, sondern die Strophenmäßigkeit der beiden Reden, trotz ihrer Formerweiterung, ebenfalls künstlerisch einzuhalten. Mühsam ist es mir gelungen. Der Leser findet, daß die beiden Reden, eine wie die andere, statt der einundfünfzig im Urtexte, sechzig Zeilen im Deutschen zählen.

Doch Scherz bei Seite! Ich bin keineswegs mit dem Zahlensystem, welches mein Freund Dindorf häufig anwendet, einverstanden. In der ganzen Sache ist nur ein Körnchen Wahrheit. Die antiken Meister der Poesie liebten ein gewisses Ebenmaß in dem Bau ihrer Gedichte; sie schnitten die Form dergestalt zu, daß sie weder eine übermäßig lange Rede hinstellten und eine sehr kurze darauf folgen ließen, noch auf die letztere eine unverhältnißmäßig lange nachschoben: sondern sie glichen, wo es irgend thunlich war, das etwaige Mißverhältniß aus. Ich wiederhole: wo es irgend thunlich war, d. h. wo es gut war und eine gute Wirkung zu versprechen schien. Auf keinen Fall dagegen ist es ihnen beigekommen, im Epischen, Dramatischen u. s. w. die Verse zu zählen, wo sie nicht Strophe und Gegenstrophe zu decken hatten, oder wie der Baumeister nach dem Kreidestriche der Schnur zu arbeiten. Wo es gerade einmal zutrifft, ist es Zufall, wie an unserer Stelle. Euripides hat unbewußt die Gleichzahl getroffen. Ebenso ist es mir als Uebersetzer ergangen. Als ich, angeregt von Dindorf, meine Verse in beiden Reden nachzählte, fand ich just in jeder sechzig Verse. Ein Spiel des Zufalls, wie es auch auf Euripides seine Anwendung findet. Oder will es etwa Jemand meiner Kunst beimessen?

Nun erübrigt mir noch ein Wort zu sagen über den Sinn der beiden Verse, an welchen auch Hermann seine Zähne vergebens gewetzt hat. Es ist wunderbar, wie häufig dieser vielgerühmte Kritiker mit dem Worte ἀριθμος im Streite gelegen hat; denn um dieses Wort dreht sich der ganze Sinn der Stelle, und dasselbe ist doch gerade so gebraucht worden, wie das numerus der Lateiner. Der Chor sagt nämlich: bei der Menge unseres Geschlechtes giebt es freilich einen tadelnswerthen, einen schlechten Theil: wir andern werden in die bloße Zahl der schlechten Frauen gewöhnlich (weil wir auch Frauen sind) eingerechnet," d. h. wir andern werden ohne Grund unter die Schlechten

gezählt. Und das ist eine sehr feine, wohlbedachte Zurechtweisung. Der Chor wird keineswegs das Frauengeschlecht so preisgeben, daß er sagt: „wir Andern aber (die gut sind) wiegen an Zahl die Schlechten auf"; und diesen Sinn hat Hermann durch eine lahme Correktur, welche ein neues griechisches Wort bildet, in den Vers hineinbringen wollen. So weit geht der Chor lange nicht, daß er zugäbe, die Hälfte der Frauen blos sei gut; so etwas würde ihm nicht recht behagen: es wäre ein zu bedeutendes Zugeständniß, und ein freiwilliges Zugeständniß ohne alle Veranlassung.

V. 1194. Das Asyndeton ist hier ganz am Ort. Hekabe spricht erregt und leidenschaftlich; und sie hat ganz Recht, diese Bursche nehmen alle ein schlechtes Ende, natürlich im Allgemeinen. Wenigstens müssen wir es immer hoffen. Den Optativ im Vorhergehenden mit Hermann zu schreiben, wäre thöricht.

V. 1260. Auch diese Fragezeile nennt Hermann in einer Anmerkung eine „sehr frostige"! Spät erst bringe Hekabe (V. 1274) das Richtige nach. Indessen häufe Euripides doch bald Wunder auf Wunder (in Betreff des Hundes u. s. w.).

V. 1270. Diese Frage, oberflächlich betrachtet, könnte thöricht oder flach erscheinen. Doch nur die wörtliche Uebersetzung möchte vielleicht, wenn sie den Nagel nicht auf den Kopf träfe, einen solchen Eindruck machen. Denn der Sinn ist bedeutungsvoll. Hartung giebt ihn richtig: „Werde ich zugleich mit dieser Verwandlung sterben, oder in der verwandelten Gestalt fortleben?" Nämlich dort, wie Euripides ausdrücklich hinzufügt, also im Meere, in das ich von der Segelstange hineinstürze.

V. 1271—1273. Hartung: „Die Verwandlung der Hekabe in einen Hund, welcher das Symbol der Hekate ist, deutet auf eine Einheit (?) des Wesens der Hekabe mit dem der Hekate. Dieses kümmert aber den Dichter nicht, welcher die Mythen nicht nach ihrer ursprünglichen geheimen Bedeutung, sondern nach ihrer äußeren Gestaltung, als bloße Erzählung eines natürlichen oder übernatürlichen Vorganges, als Geschichte auffaßt. Im Thrakischen Chersones, gegenüber dem Vorgebirge Sigeion, bei Abydos, war ein Ort, welcher Hundes-Maal (Hundes-Grab) hieß: dieser galt für das Grabmal der Hekabe sowohl als auch für den Standort der Achäer-Flotte." Nach andern Angaben soll Hekabe, nach der Blendung des Polymestor, von einer Segelstange, auf welche sie sich geflüchtet hatte, durch die feindlichen Thraker mit Steinen herabgeworfen worden sein; worauf sie die Griechen in eine Hündin verwandelt gefunden hätten.

V. 1277 u. f. S. den Agamemnon des Aeschylos.

V. 1283—1284. Hartung: „Die Verkündigungen des vor Wuth fast Wahnsinnigen haben die Kraft von Flüchen, und die Erfüllung ist durch ihre Aussprache bedingt."

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

gezählt. Und das ist eine sehr feine, wohlbedachte Zurechtweisung. Der Chor wird keineswegs das Frauengeschlecht so preisgeben, daß er sagt: „wir Andern aber (die gut sind) wiegen an Zahl die Schlechten auf"; und diesen Sinn hat Hermann durch eine lahme Correktur, welche ein neues griechisches Wort bildet, in den Vers hineinbringen wollen. So weit geht der Chor lange nicht, daß er zugäbe, die Hälfte der Frauen blos sei gut; so etwas würde ihm nicht recht behagen: es wäre ein zu bedeutendes Zugeständniß, und ein freiwilliges Zugeständniß ohne alle Veranlassung.

V. 1194. Das Asyndeton ist hier ganz am Ort. Hekabe spricht erregt und leidenschaftlich; und sie hat ganz Recht, diese Bursche nehmen alle ein schlechtes Ende, natürlich im Allgemeinen. Wenigstens müssen wir es immer hoffen. Den Optativ im Vorhergehenden mit Hermann zu schreiben, wäre thöricht.

V. 1260. Auch diese Fragezeile nennt Hermann in einer Anmerkung eine „sehr frostige"! Spät erst bringe Hekabe (V. 1274) das Richtige nach. Indessen häufe Euripides doch bald Wunder auf Wunder (in Betreff des Hundes u. s. w.).

V. 1270. Diese Frage, oberflächlich betrachtet, könnte thöricht oder flach erscheinen. Doch nur die wörtliche Uebersetzung möchte vielleicht, wenn sie den Nagel nicht auf den Kopf träfe, einen solchen Eindruck machen. Denn der Sinn ist bedeutungsvoll. Hartung giebt ihn richtig: „Werde ich zugleich mit dieser Verwandlung sterben, oder in der verwandelten Gestalt fortleben?" Nämlich dort, wie Euripides ausdrücklich hinzufügt, also im Meere, in das ich von der Segelstange hineinstürze.

V. 1271—1273. Hartung: „Die Verwandlung der Hekabe in einen Hund, welcher das Symbol der Hekate ist, deutet auf eine Einheit (?) des Wesens der Hekabe mit dem der Hekate. Dieses kümmert aber den Dichter nicht, welcher die Mythen nicht nach ihrer ursprünglichen geheimen Bedeutung, sondern nach ihrer äußeren Gestaltung, als bloße Erzählung eines natürlichen oder übernatürlichen Vorganges, als Geschichte auffaßt. Im Thrakischen Chersones, gegenüber dem Vorgebirge Sigeion, bei Abydos, war ein Ort, welcher Hundes-Maal (Hundes-Grab) hieß: dieser galt für das Grabmal der Hekabe sowohl als auch für den Standort der Achäer-Flotte." Nach andern Angaben soll Hekabe, nach der Blendung des Polymestor, von einer Segelstange, auf welche sie sich geflüchtet hatte, durch die feindlichen Thraker mit Steinen herabgeworfen worden sein; worauf sie die Griechen in eine Hündin verwandelt gefunden hätten.

V. 1277 u. f. S. den Agamemnon des Aeschylos.

V. 1283—1284. Hartung: „Die Verkündigungen des vor Wuth fast Wahnsinnigen haben die Kraft von Flüchen, und die Erfüllung ist durch ihre Aussprache bedingt."

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.